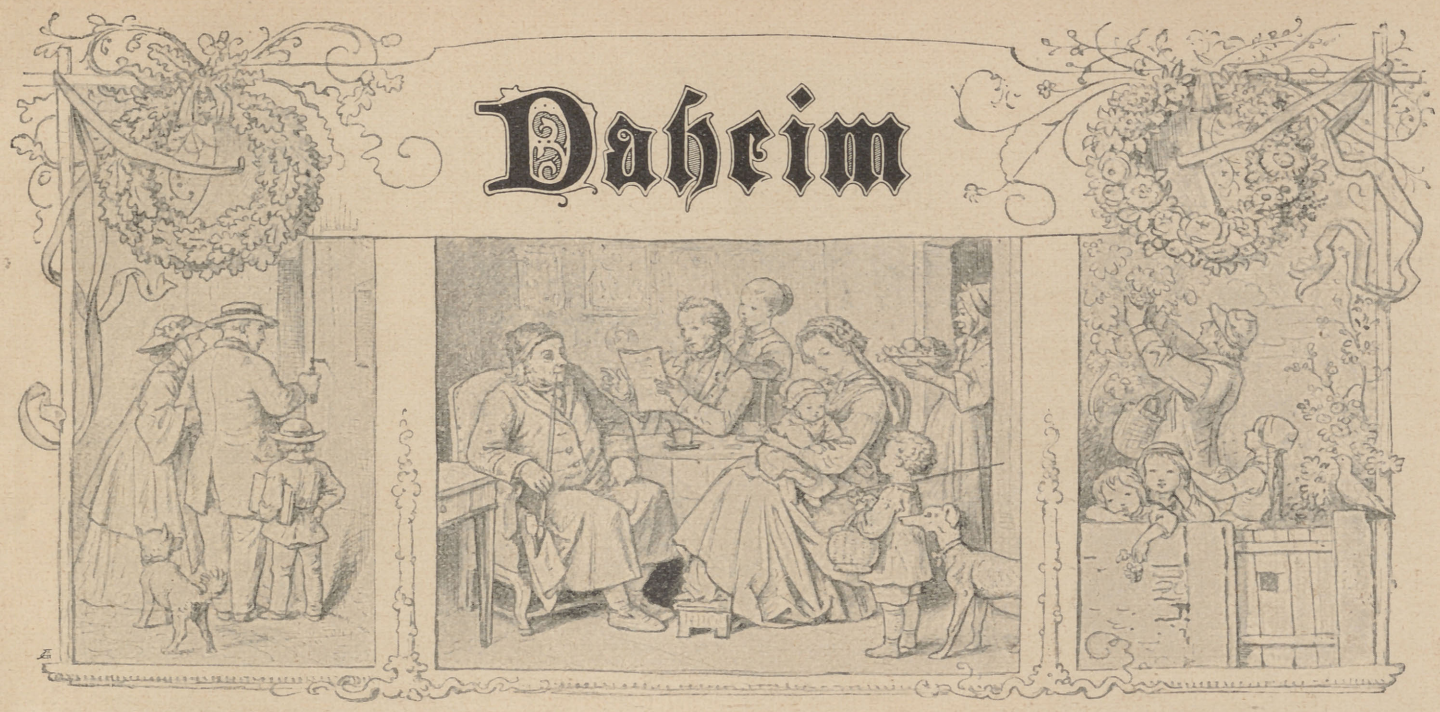
64. Jahrgang Nr. 29 Leipzig, 14. April 1928

Daheim

Kind mit Spielzeug ❖ Gemälde von Ansche Fuhrmann

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C. 1, Hospitalstraße 27 ❖ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsübliche Zustellungsgebühren

Wir Alle
Nur mit
ODOL
Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist
Odol
LINGNER-WERKE A.G. DRESDEN
ODOL
ZAHNPASTA

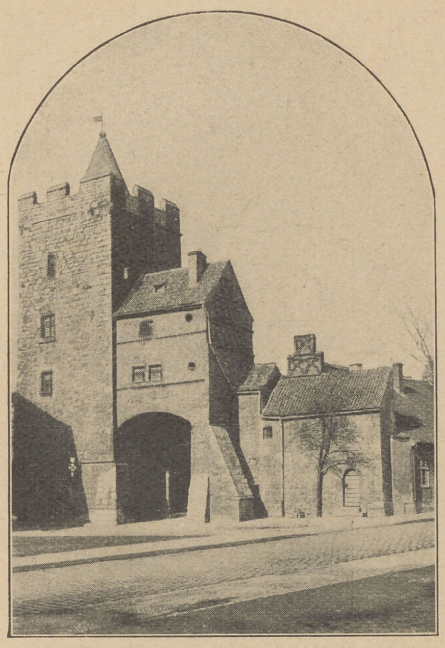


64. Jahrgang. Nr. 29 14. April 1928

Aus der Zeit für die Zeit

Der große Frühjahrs-Werbelauf der Brandenburgischen Athletik-Vereine im Grunewald. (Photo-Union.)

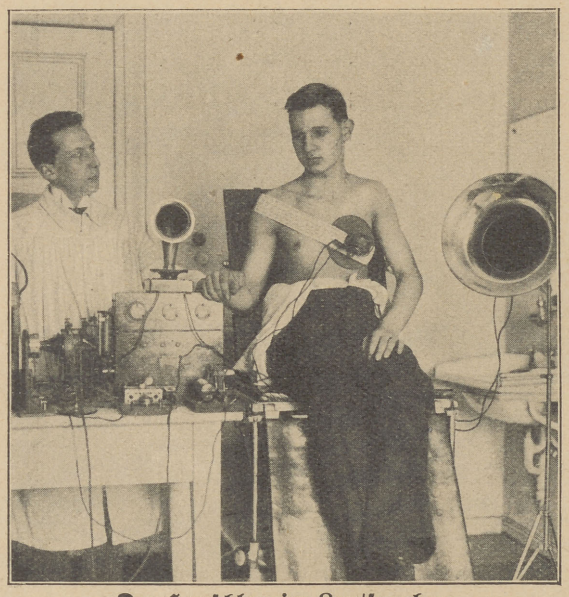
Nachdruck verboten.



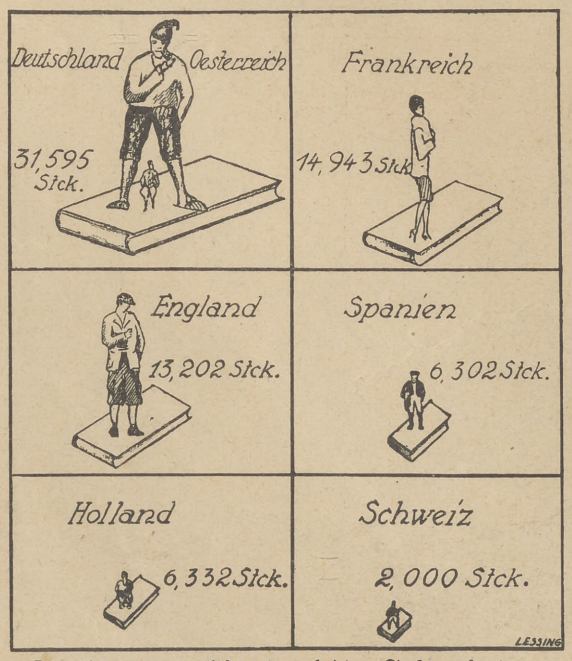
900 Jahre Naumburg.
Das Marientor. (Photothek.)

1000 Jahre Dinkelsbühl.
Das „Deutsche Haus". (Presse-Photo.)

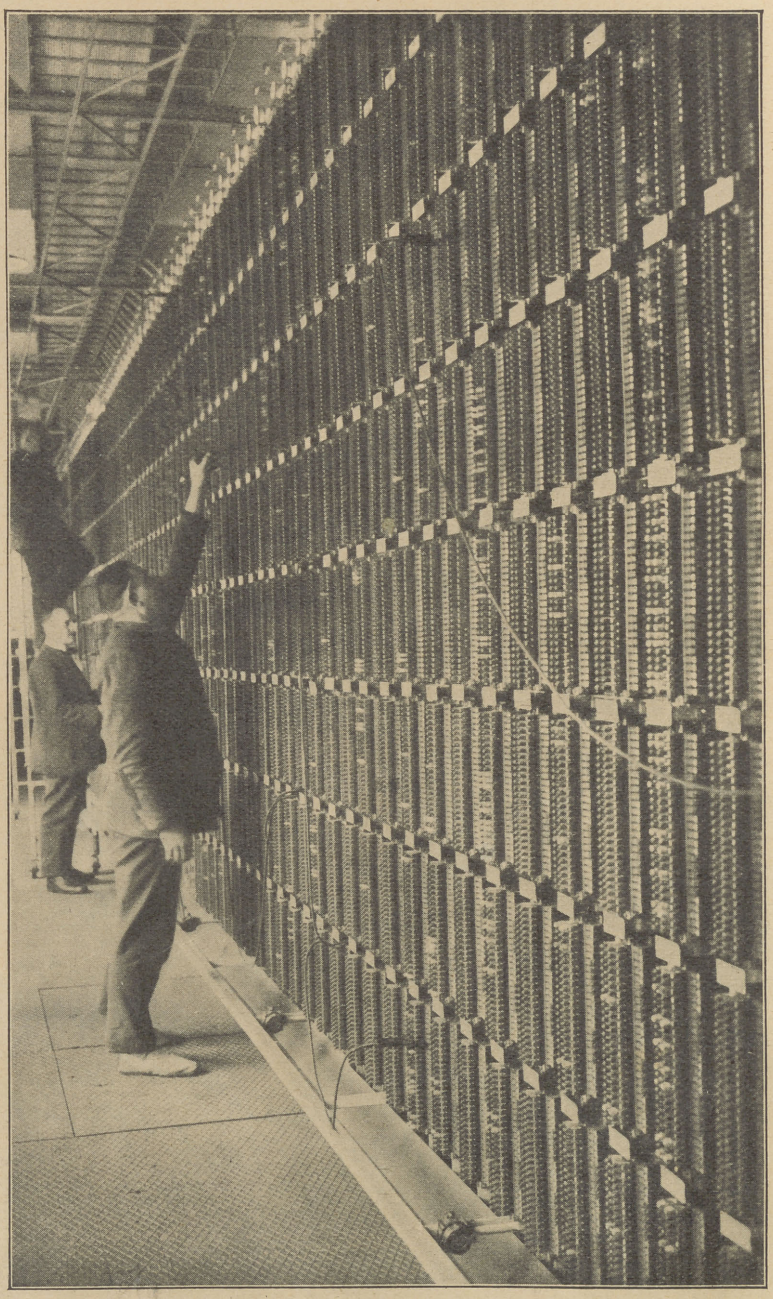
1000 Jahre Brandenburg a. d. H.
Die Domkirche. (Weltphoto.)



Der Herzschlag im Lautsprecher.
Ein neuer Apparat zur Herz- und Lungenuntersuchung. (W. Ruge.)



Die Bücherproduktion des letzten Jahres in den einzelnen europäischen Ländern. (Atlantic.)



Mechanische Fernsprechvermittlung in der Großstadt.
Die riesige Anlage des Hauptverteilers in einem Berliner Selbstanschlußamt mit 6400 Hauptanschlüssen und 15 000 Sprechstellen.

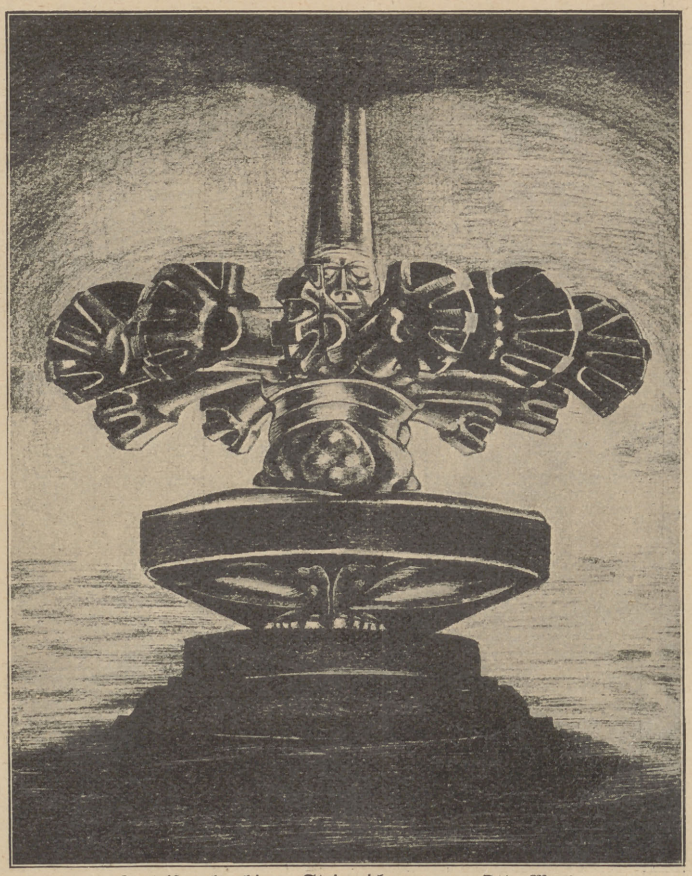
Vom Reit- und Fahrturnier im Berliner Sportpalast.

Links: Fräulein M. v. Lungen, die durch Schiedsspruch der Zuschauer zur „eleganten Reiterin" erklärt wurde. (A. Stöcker.) Rechts: Der vierzehnjährige Karl Heinz Trettin als jüngster Preisträger mit seinem Springpferd „Schnelle". (H. Basch.)

Der Siegeszug der Maschine. Von H. C. von Zobeltitz.

Meistern wir Menschen die Maschine oder meistert sie uns? Ist sie unser Sklave oder sind wir ihre Diener? Wir stehen in unserm Zeitalter, dem Zeitalter der Technik, am Scheidewege dieser Fragen, noch ist es uns offen, ob wir nach rechts oder links wandeln wollen, ob wir freie Menschen von Fleisch. Blut und Geist zu bleiben gewillt sind oder ob wir mit der Maschinisierung unseres Lebens auch unsere Körper und Seelen zu Werkzeugen der Technik erniedrigen lassen wollen.

Wo Schriftsteller in den letzten Jahrzehnten weite Blicke in die Zukunft utopisch sandten, schrieben sie, beginnend mit Jules Verne, Romane vom Siegeszug der Maschine; meist wurden in diesen Büchern die technischen Ungetüme mit den Stahl- und Eisengliedern und dem Blute aus Dampf und elektrischem Strom Glücksbringer der Menschheit; aber das Glück quoll nicht aus seelischen Tiefen, es wurde mit Geld und Macht an die Lebensufer geschwemmt. Nur selten wurde die Maschine zur Mörderin menschlichen Glückes im Roman; ihre Höllenkraft versuchte in letzter Zeit Thea von Harbou in ihrem „Metropolis" in Wort und Film bloßzulegen, faßte aber den Kern des Problems ganz falsch an. Bei ihr blieb letzten Endes die Maschine doch Beiwerk, denn es bedurfte noch Arbeiterheere, um sie zu bedienen. Das ist aber nicht der Sinn der Maschine, im Gegenteil: sie soll die Menschenarbeit ja ausschalten, soll tausend und abertausend Hände durch Räder- und Schaufelwerk ersetzen. Wenn also Thea von Harbou die Menschenmassen in ihrer unterirdischen Kasernenstadt so zur Verzweiflung reizen wollte, daß sie ihre Herzmaschine, die der Riesenstadt der Zukunft alles Leben einflößt, in Trümmer schlagen, so mußte sie die Massen durch die Maschine arbeitslos und damit brot- und sonnenlos werden lassen. Denn die Gefahr der Technisierung liegt nicht in einem Zuviel und Zuschwer an Arbeit, sondern in einem Mangel an Arbeit. Sklave der Maschine wird der Mensch, wenn er sie alle Leistungen allein vollbringen läßt. —



Zentrifugalturbine. Steinzeichnung von Otto Muck.

Da läuft die elektrische Eisenbahn über die Schienen, ein Uhrwerk ist in den Triebwagen eingebaut, das mit Sekundengenauigkeit die Geschwindigkeit regelt, den Zug halten und wieder abfahren läßt, die Beleuchtung einschaltet, Glokkensignale auslöst und deren Tätigkeit, wenn es sein muß, durch Wellen von weither weiter umgelegt und umgeformt werden kann; dies Uhrwerk kann selbst das Öffnen und Schließen der Türen veranlassen, es kann Ströme voraussenden, die Weichen stellen und Schranken schließen. Eine Utopie? Nein, ein kindlich leicht zu lösendes technisches Problem, das den Zugführer von seinem Platz jagt.

Da gelingt es, in Drähten die elektrischen Energien, die den Erdball

umspülen, einzusaugen — eine Frage der Zeit. Ein Riesenüberschuß an treibender Kraft ist plötzlich da — er kommt aus dem Nichts, das das All ist. Ein Hebel wird gewendet und jene Allkraft fließt in die Drähte, die unseren Motoren Leben zuleiten; im gleichen Augenblick ist der Wert der Kohlen gleich Null, die Bergwerke stehen still.

Da gelingt es, die Allkraft vom Fluß im Draht zu befreien, sie durch die Luft in geregelten Wellen zu senden, ab- und auffangbar, umformbar an jedem Platz auf Erden. Und wieder versinken Werte, die Menschenhände jetzt um Lohn und Brot schaffen, ins Nichts; wieder wird die Arbeit Tausender durch einen Griff ersetzt.

Da aber gelingt es, die Allströme durchs Erdreich zu treiben, neue Wachs- und Keimkräfte zu entfachen, da gelingt es, die junge Pflanze mit dem Allstrom zu bestrahlen, daß sie aufschießt, blüht und reift in wenigen Tagen, bereit die Maschine über sich gehen zu lassen, die zwischen ihren Vorderrädern sie mäht, die sie drischt, mahlt, bäckt, während sie zwischen ihren Hinterrädern die Pflugschar birgt, die den Boden umwirft, und die Düsen, aus denen Kunstdünger und frisches Saatkorn rinnt. Ist das technische Phantastik? Nein, es ist nur Ausbau dessen, was heute in Anfängen erprobt wird. Und der Weg der bis zur elektrischen Ackerbestrahlung noch zurückzulegen ist, ist wohl kürzer als der, der vom Telephon zur drahtlosen Bildübertragung in dreißigjähriger Spanne führte.

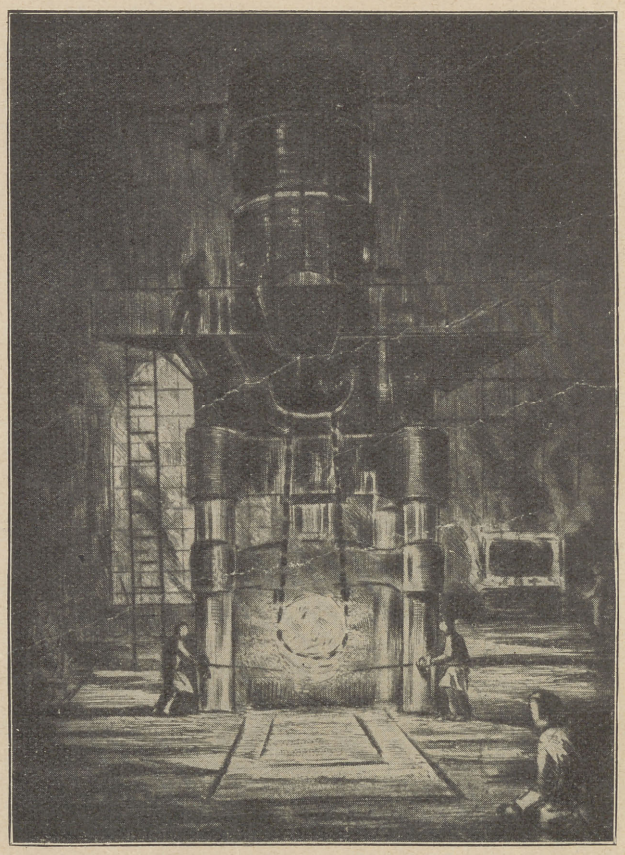
Wo sind heute die Grenzen des Erreichbaren?

Und was liegt hinter diesen Grenzen? — Das Glück der Menschheit? Oder ihr Untergang? Freiheit oder Sklaverei?

Die Menschheit muß sich entscheiden, ob sie die Maschine führen oder ob sie sich durch die Maschine führen lassen will. Vorläufig baut der Menschengeist ununterbrochen an der Ausgestaltung technischer Kraft. Wohin will er? Er will die Kräfte, die in Natur und All frei und gebunden schweben und ruhen, sich untertan und nutzbar machen, indem er sie andersförmig bindet oder löst, indem er sie einfängt und neu versendet. Es ist ein prometheisches Ringen, denn im letzten weiß der Menschengeist, daß die Natur stärker sein muß als der Mensch. Schon jetzt reißt sich die gefesselte Allkraft dann und wann los:

Bahnhofshalle. Radierung von Julius C. Turner.

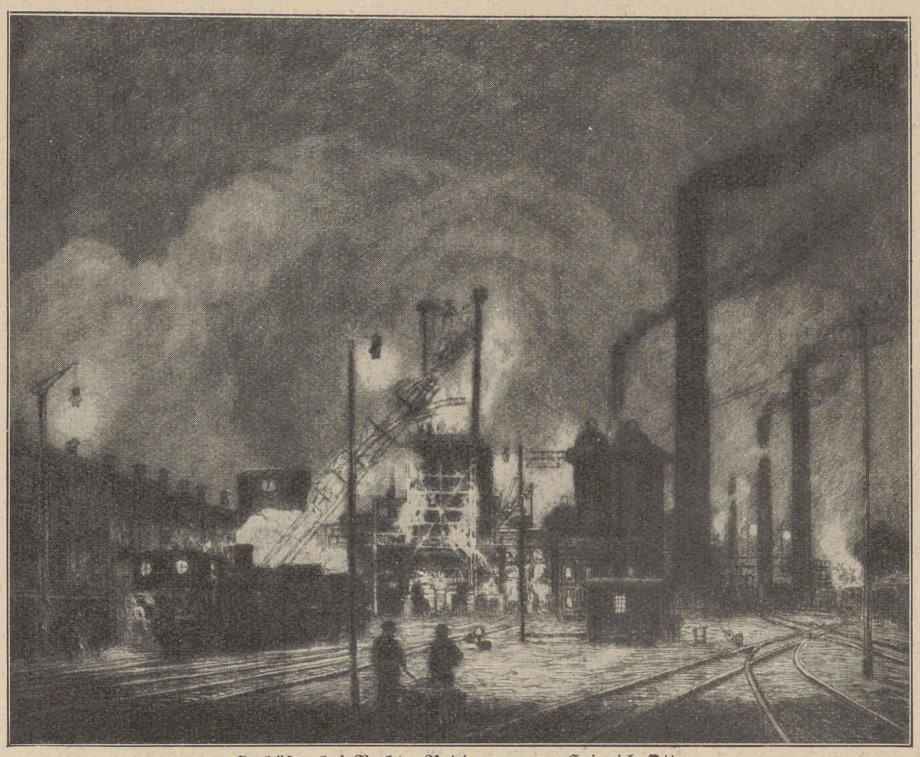
Hochöfen. Steinzeichnung von Otto Muck.



Preßwerk. Radierung von Hans Klemke.

der Funken entspringt dem Draht, der Dampf sprengt den Kessel, das Gas läßt die Wände bersten. Der Tod fordert Opfer; die Menschlein aber fühlen für Sekunden ihren Fürwitz, sie ahnen den Dämon, den sie selbst ins Joch spannten, ohne zu wissen, wie stark die eisernen Zügel sein müssen.

Der Künstler sieht oft unbewußt klarer als der Ingenieur. Der Künstler sieht die Zukunft; der Ingenieur nur das Ziel, das er erstrebt, ihn leitet sein Wollen und macht ihn blind.



Hochöfen bei Nacht. Radierung von Heinrich Otto.

Das Künstlerauge aber erfaßt instinktiv das Dämonische der Maschine. Und in einem begnadeten Augenblick entsteht das Bild des Dämons aus Eisen und Stahl, durchpulst vom elektrischen Blute. Dann bringt die Kunst etwas von dem, was droht: von der Zeit, da der Gigant, den der Mensch sich selbst aus seinem Geiste schuf, der Herrscher seines Schöpfers wird, ihm die Freiheit raubend, ihn tiefer und weiter hineinsetzend in ein Reich der Leere, das keine Güter wahrer Geistigkeit mehr dulden wird.

Warum aber überschreitet der Mensch die Grenze, da der Fortschritt seiner Technik nur noch den Rückschritt seines Seelenlebens bringen kann, der im Tode jedes Glaubens und damit jeder inneren Frohheit enden muß? Wann erringt die Maschine diesen letzten größten Sieg?

Die Frauen und die Reichstagswahlen. Von Helene Wenck.

Im Mai findet die Reichstagswahl statt. Schon zeigt sich allerorten die erhöhte Temperatur politischer Reizbarkeit. Herzen und Hirne drängen mit starken Energien vorwärts zu Taten und Erfolgen. Wer weiß, was auf dem Spiele steht und worauf es ankommt, — dem die Pulse höher schlagen, wenn es um des Vaterlandes Wohl und Wehe, Macht und Ehre geht, — kann dem Ringen um die geeignete Volksvertretung nicht unbeteiligt zusehen.

Und die Frauen? Wie stehen sie zur großen Politik, wenn ringsum der Kampf entbrennt und sie daran erinnert, daß sie die Möglichkeit haben, beruhigend oder anfeuernd einzugreifen und ihren Einfluß geltend zu machen? Können sie es über sich gewinnen, lau und gleichgültig zuzuschauen, ohne einen Finger zu rühren, ohne alles aufzubieten, um den Dingen mit dem Wahlzettel in der Hand eine Wendung zum Guten zu geben? Das wäre ein Unglück, es kann nicht sein. Mögen sie wahlmüde und weltfremd, politisch uninteressiert oder überbürdet mit Mutterpflichten und Haushaltssorgen sein, sie dürfen nicht ruhen, ehe sie ihre Stimme in die Wagschale gelegt haben, die über das Schicksal des deutschen Staatslebens entscheidet. An der Bequemlichkeit und Temperamentslosigkeit unserer Frauen darf diesmal die Erneuerung und erstklassige Qualifizierung des deutschen Reichstages nicht scheitern. Wollen doch auch die Frauen nur die hervorragendsten Köpfe und weitestblickenden Führer in der Reichsleitung sehen. Also, warum eine Gelegenheit verpassen, die zugleich günstig genug ist, um auch Frauenwünschen zum Erfolg zu verhelfen, für die sich unsere wenigen Parlamentarierinnen, die wir im Reichstag haben, schon mit Überzeugungstreue einsetzten. Je mehr Hilfstruppen hinter ihnen stehen, um so nachdrücklicher können sie die ethischen und kulturellen, die sozialen und wirtschaftlichen Verbesserungen auf allen Gebieten des Volks- und Familienlebens herbeiführen, die durch geeignete Gesetze erreicht werden. Frauenpolitik ausschalten zu können, mag immer noch den Frauen und Männern als Ideal vorschweben, denen es wehtut, die Frau mit dem Wahlkampf in Berührung gebracht zu sehen, aber die nüchterne Vernunft muß über derartige Erwägungen siegen.

Es wäre katastrophal, wenn die Beteiligung der Frauen an den Wahlen weiter so stark zurückginge wie es im Vergleich zum ersten Wahlgang im Jahre 1919 schon bei der Reichstagswahl 1924 der Fall war. Bereits bei den Stadtverordnetenwahlen im Oktober 1919 erlahmte das Interesse. Für die letzten Provinziallandtagswahlen haben nur 29,3 Prozent der wahlberechtigten Frauen gewählt. Nach Feststellung des Statistischen Amtes in Lübeck bleibt die Wahlbeteiligung im allgemeinen um 10 Prozent hinter der der Männer zurück. Auf dem Lande, wo die Beschwerlichkeit weiter Wege als Hinderungsgrund mitspricht, ist die Beteiligung der Frauen stets schwächer als in der Stadt. Aber es kommt überall auf jede einzelne Stimme an.

Am stärksten beteiligten sich die Frauen der Zentrumspartei an den Wahlen zur Nationalversammlung, in Köln allein 79 000 Frauen, bei den Landtagswahlen 1924 jedoch nur 57 000 Frauen. Auch in Mainz wurden die meisten weiblichen Stimmen vom Zentrum abgegeben: 44,0 Prozent (7499 Frauen, 3902 Männer) gegenüber 16,3 Prozent der Sozialdemokraten (6821 Frauen, 8661 Männer) und 11,8 Prozent der Deutschen Volkspartei (1671 Frauen, 1707 Männer). Interessant sind besonders die Zahlen der sozialdemokratischen Frauenwahlen. Die Sozialdemokratie wirft ihren Frauen Undankbarkeit vor, weil ihre Wählerinnen, denen sie das Wahlrecht im eigenen Parteiinteresse gab, ihnen einen Strich durch die Rechnung machten und für die bürgerlichen Parteien mitstimmten. Nun bemüht sie sich, die Entschlüpften mit dem österreichischen Beispiel zu locken und sie wieder einzufangen. In Österreich kamen bei den ersten Nationalratswahlen auf 100 männliche Stimmen nur 88,8 weibliche Stimmen für die sozialdemokratische Partei und 342,6 für die bürgerlichen Parteien. Inzwischen fand eine starke Verschiebung der Frauenstimmen zugunsten der Sozialdemokratie statt. Berlin wird bei den Reichstagswahlen nach Geschlechtern getrennt wählen lassen. Andere Städte folgen wahrscheinlich diesem Beispiel. In Köln ist seit 1919 jede Wahl in der Weise erledigt worden. Auch bei den letzten hessischen Landtagswahlen wurde in Mainz nach Geschlechtern getrennt gewählt, ebenso bei den Landtagswahlen in Thüringen. Die Frauen erhalten einen anders gefärbten Umschlag für die Stimmzettel als die Männer, im übrigen ist die Wahl geheim. Man könnte die Frage aufwerfen, ob die getrennte Wahl überhaupt mit dem Wahlgeheimnis, das doch gewahrt werden soll, vereinbar ist.

Allen Parteien gemeinsam wird der Vorwurf gemacht, daß sie den Frauen auf den Wahllisten die weniger aussichtsreichen Plätze zuwiesen. Die Zurückdrängung der Frau und damit das Ausschalten der Frauenmitarbeit im und am Volksleben legt wertvolle Kräfte brach, die ihr Wissen und

frauliches Wirken in den Dienst der politischen Arbeit stellen würden, wenn es sich um Kindererziehung in Haus und Schule, um ehegesetzliche, bevölkerungspolitische, Sittlichkeits-, Jugendwohlfahrts-, soziale, wirtschaftliche und kulturelle Fragen handelt. Die meisten Parlamentarierinnen zogen in die Nationalversammlung ein. Allmählich hat sich das Bild immer mehr zuungunsten der Frauen verschoben. Es gehörten den Parlamenten als Abgeordnete an:

	Abg. insgesamt	davon Frauen
Der Nationalversammlung 1919	423	41 = 9,6 %
Dem Reichstag 1910	469	37 = 8 %
„ „ Mai 1924	472	27 = 5,7 %
„ „ Dez. 1924	493	33 = 6,6 %
Dem preußischen Landtag 1919	401	23 = 5,7 %
„ „ „ 1921	428	42 = 9,8 %
„ „ „ 1924	450	39 = 8,6 %

Die Aufgaben der Frauen im Parlament sind keine politischen Sonderarbeiten. Männer und Frauen ergänzen sich in einheitlicher Zusammenarbeit. Die Frauen bringen den deutschen nationalen Frauenwillen in der Innen- und Außenpolitik zur Geltung und durch das gegenseitige Hand-in-Hand-arbeiten stärken sie die Tatbereitschaft zum Besten des Vaterlandes. Frauenpolitik muß Hilfspolitik sein. Die Frau als Wählerin hat eine Kulturmission zu erfüllen, die in der Familie bei der Kindererziehung bereits anfängt. Nimmt die Mutter ihre Pflichten als Staatsbürgerin ernst, so werden die Söhne und Töchter ihrem Beispiel folgen.

Mann und Frau in Einigkeit stark,
Geben dem Deutschtum Seele und Mark.

Darum sei der Tag der Wahl ein Tag des freudigen Bekenntnisses zu Volk und Vaterland, zur Mitarbeit am Neubau des Reiches. Keine wahlberechtigte Frau darf fehlen. Der Weg zur Urne ist nicht weit, das verlangte Opfer klein — aber an versäumter Pflicht kann Deutschland zugrundegehen.

Ein bevorstehender Umschwung in der deutschen Landwirtschaft. Von Dr. E. Carthaus.

Die Völker Europas betrieben von jeher den Ackerbau in der Weise, daß sie die Getreidekörner einfach in das zu ihrer Aufnahme hergerichtete Ackerland einsäeten und dann auf diesem heranreifen ließen. Einen ganz anderen Weg schlug das uralte Kulturvolk der Chinesen bei der Bestellung des Ackerbodens ein. — Durch jahrhundertelang gesammelte Erfahrungen kam es nachweislich schon vor mehr als einem halben Jahrtausend dazu, zuerst junge Getreidepflanzen auf kleinen, gutgedüngten Saatbeeten heranzuziehen und sie dann, wenn sie eine bestimmte Größe erreicht hatten, auf das eigentliche Ackerland zu verpflanzen, in Abständen bis zu 20 Zentimeter voneinander. Es ist dieses die sogenannte Spatenkultur der Chinesen, die viel richtiger als Umpflanzungskultur zu bezeichnen wäre.

Soweit bekannt, war der erste, der auf deutschem Boden Versuche mit diesem chinesischen Ackerbauverfahren machte, der Forstinspektor Tiersch in Eibenstock (Erzgebirge). Er erzielte damit einen so überraschend guten Erfolg, daß unser großer Justus von Liebig die deutschen Landwirte zu weiteren Versuchen anzumuntern versuchte. Wie dieser geniale Begründer der neuzeitlichen Agrikulturchemie über die beiden gebräuchlichen Verfahren bei der Ackerbestellung dachte, geht aus seinen „Landwirtschaftlichen Briefen" hervor. „Die praktische Handlungsweise der deutschen Landwirte," schreibt er, „ist im Vergleich zur praktischen Tätigkeit der ältesten Ackerbaunation (der chinesischen) dasselbe, was die Handlung eines Kindes gegenüber der Tätigkeit eines gereiften und erfahrenen Mannes ist."

An einer anderen Stelle spricht Liebig von dem chinesischen Volke als dem „Patriarchen der Landwirtschaft", der mit der Umpflanzungskultur den „Stein der Weisen" für den Ackerbau entdeckt habe.

Um zu verstehen, wie durch das Umpflanzungsverfahren beim Getreidebau eine so erhebliche Steigerung des Ernteertrages gegenüber unserer althergebrachten Methode der Ackerbestellung ermöglicht wird, muß man auf das Gebiet der Pflanzenphysiologie zurückgreifen.

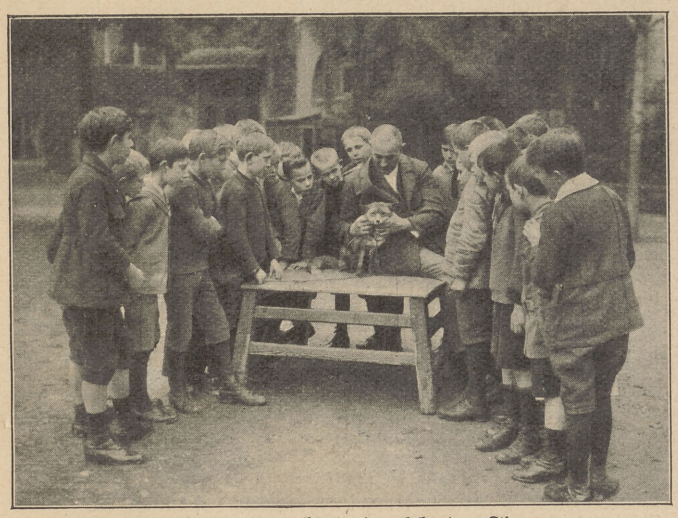
Die Getreidearten sind bekanntlich Gräser und haben als solche das Bestreben, sich zu bestocken, d. h. zahlreiche, oft nach Dutzenden zählende Halmsprossen aus ihrem Wurzel- bzw. Samensproß hervorgehen zu lassen. Das war besonders auch bei den Stammformen unserer europäischen Getreidearten der Fall. Unter der pflegenden Hand des Landmannes, der seinen Acker durch einfache Aussaat der Getreidekörner bestellte, sind die Getreidepflanzen einerseits sozusagen verwöhnt, anderseits verhindert, ihrem Triebe nach reichlicher Bestockung zu folgen. Es wurde ihnen nämlich meistens eine so reichlich mit Pflanzennährsalzen versehene Ackerkrume dargeboten, daß sie nicht mehr wie ihre wilden Stammformen darauf angewiesen waren, diese sich durch ein weit und tief in den Ackerboden hineingestrecktes, kräftiges Wurzelwerk zuzuführen. Weil überflüssig geworden, ging deshalb mit der Zeit die Wurzelbildung zurück. Wurde schon hierdurch die Bestockung beeinträchtigt, so noch viel mehr dadurch, daß bei dem von unseren Landwirten eingeschlagenen Ackerbauverfahren die jungen Getreidepflanzen so dicht nebeneinander zu stehen kamen, daß es ihnen an Licht und Luft, ja selbst an Raum gebrach, um Seitensprossen zu treiben. So sehr ist denn auch die Bestockung auf unseren Getreidefeldern zurückgegangen, daß sie sich auf nur sehr wenige Halmsprosse erstreckt oder überhaupt gar nicht mehr erfolgt.

Ganz im Gegensatz zu diesem landwirtschaftlichen Verfahren sucht der Ackerbauer in China die Bestockung der Getreidepflanzen möglichst zu fördern. Das erreicht er nicht nur durch das schon erwähnte weite Auseinanderpflanzen der dem Saatbeet entnommenen jungen Setzlinge auf dem für sie bestimmten Ackerlande, sondern auch noch durch einen besonderen Kunstgriff: der chinesische Bauer versenkt den jungen, dem Saatbeet nach Bildung seines ersten Halmknotens entnommenen Pflänzling nämlich beim Umsetzen so tief in die Ackerkrume, daß ersterer noch mit Erde bedeckt wird. Nun schlagen auch aus dem Halmknoten Wurzeln nach allen Seiten aus und bildet sich so über dem ursprünglichen noch ein zweites Wurzelsystem, das der sogenannten Adventivwurzeln. Und da der Pflänzling, nachdem er schon von dem gut gedüngten Saatbeete reichlich Nährsalze aufgenommen, in neues gedüngtes Erdreich versetzt wird und es ihm zu üppiger Entwicklung weder an Raum noch an Licht und Luft fehlt, fängt er an, eine erstaunlich große Anzahl von Seitensprossen zu treiben. Gleichzeitig bewurzelt er sich aber auch so stark, daß letzteren genug Nährsalze zugeführt werden, um zu kräftigeren Halmen mit volleren Ähren heranzuwachsen, als man sie auf unseren Getreidefeldern sieht. — Trotz des weiten Auseinanderpflanzens bringt deshalb ein nach chinesischer Weise bestellter Acker mehr und viel reichere Frucht tragende Halme hervor als ein solcher, auf dem bei Anwendung des bei uns gebräuchlichen Ackerbauverfahrens mindestens fünfmal so viel junge Getreidepflanzen mit geringer Bestockung heranwachsen.

Kaum begreiflich wäre es, daß man in den Ackerbauländern Europas so wenig Versuche mit der Umpflanzungskultur der Chinesen gemacht hat, wenn nicht die Arbeiterfrage dabei eine große Rolle spielte. Das Umpflanzen des jungen Getreides konnte nämlich bisher nur durch Menschenhand ausgeführt werden. Jetzt, wo ein deutscher Ingenieur die Getreidepflanzmaschine erfunden hat, ist mit einem Male allgemeines Interesse für das alte Ackerbauverfahren des fernen Ostens erwacht.

In allererster Linie sollten unsere landwirtschaftlichen Institute mit der Umpflanzungskultur Versuche anstellen, wozu ich schon seit zehn Jahren in der Tagespresse angeraten habe. Mag sich der durch dieses Ackerbauverfahren bei uns zu erzielende Ernteaustrag eines Grundstücks auch nicht wie nur unter besonders günstigen Verhältnissen auf das Drei- bis Fünffache des durch einfaches Besäen zu erreichenden belaufen, so ist der Mehrertrag doch jedenfalls so groß, daß er jetzt, nach Erfindung der Getreidepflanzmaschine, nicht nur reichlich die Mehrkosten deckt, sondern Deutschland von dem Zwange befreit, Getreide aus dem Ausland einführen zu müssen. Was dabei auch noch sehr mitspricht ist der Umstand, daß man durch Einführung der Umpflanzungskultur weit mehr als die Hälfte, wenn nicht gar 80 bis 90 Prozent des Saatkorns spart. Dazu kommt noch, daß die beim Umpflanzen tiefer in die Ackerkrume versenkte junge Getreidepflanze mit ihren weit und tief in diese eindringenden Wurzeln viel mehr gegen schädigende klimatische Einflüsse, vor allem Frost und Dürre, gefestigt ist, als das bei dem einfach in die Ackerkrume hineingesäten aufwachsenden Getreide der Fall ist.

Die A-B-C-Schützen im neuen Schulunterricht.



Naturkunde: Betrachtung des lebenden Tieres.

Die Verkehrsregeln in der Großstadtschule.

Die ersten Schreibversuche im Spielsand.

Die Mundharmonika im ersten Musikunterricht.

Heimatkunde: Das plastische Landschaftsbild.

Frühjahrsarbeit im Schulgarten.

Die Berufswahl der Abiturientin.

Die diesjährigen Schulentlassungen haben die Frage der Berufswahl wieder für eine große Zahl junger Abiturientinnen in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Während früher das Abiturium fast nur im Hinblick auf ein Hochschulstudium gemacht wurde, ist es heute auch für verschiedene nicht eigentlich akademische Berufe unerläßliche Voraussetzung.

Wir betrachten zuerst die Lehrberufe, in denen sich die Frau durchgesetzt, ja unentbehrlich gemacht hat. Mit wenigen Ausnahmen sind sie nur mit dem Abiturium heute zugänglich. Für eine beschränkte Anzahl von Abiturientinnen besteht die Aussicht, in eine der wenigen pädagogischen Akademien aufgenommen zu werden, die in zweijährigem Ausbildungsgang die Berechtigung zum Volksschulunterricht geben. Da dem mit stellungslosen Junglehrern und Junglehrerinnen noch übersetzten Arbeitsgebiete nur vorsichtig neuer Nachwuchs zugeführt werden kann, können nur wenige der Aufnahmegesuche Berücksichtigung finden. Soweit der zweijährige Lehrgang erfolgreich absolviert worden ist, kann auf Verwendung

im Schuldienste gerechnet werden. Auf normale Aufnahmefähigkeit des Volksschullehrerberufs, die die Gründung weiterer Akademien in größerer Zahl erforderlich machen wird, wird in absehbarer Zeit gerechnet. — Der Beruf der technischen Lehrerin, die bisher, anschließend an den Lyzeumsabschluß, mehrere — meist drei — einjährige Seminarlehrgänge in den technischen Schulfächern durchmachte, ist zur Zeit in der Umbildung begriffen und in seiner künftigen Ausgestaltung und Zugänglichkeit für die Abiturientin noch nicht übersehbar.

Den genannten Gebieten verwandt ist die Arbeit der Berufsschullehrerin, die den Pflichtfortbildungsschulunterricht (in Kochen und Hauswirtschaft und einigen allgemein bildenden Fächern) an den Berufsschulklassen der jungen Arbeiterinnen erteilt oder — mit etwas abweichendem Ausbildungsgang — den in der Lehre befindlichen angehenden jungen Handwerkerinnen mehr fachlich gerichteten Fortbildungsunterricht gibt. Als drittes Gebiet ist die Arbeit an den Fachschulen — für Hauswirtschaft oder für Nadelarbeit — zu nennen. Für alle diese durchaus als aufnahmefähig anzusehenden Lehrgebiete ist nach erworbener Hochschulreife seit kurzem ein guter Zugangsweg in weiterer vierjähriger, soweit Nadelarbeit gewählt wird, in fünfjähriger Ausbildung geschaffen worden. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhange der Beruf der Handelsschullehrerin, der sich ein neues Arbeitsfeld in dem Unterricht an Verkäuferinnenschulen und Verkäuferinnenklassen kaufmännischer Berufsschulen zu eröffnen verspricht. — Für die jungen Mädchen, die Neigung zum Landleben haben, ist der Beruf der Lehrerin in ländlicher Haushaltungskunde zu nennen. Die fünfjährige Ausbildung kann noch auf der Obersekundareife aufgebaut werden; die Aussichten sind als günstig zu bezeichnen.

Die eigentlich akademischen Lehrberufe zeigten in den letzten Jahren für Frauen sehr gute Aufnahmefähigkeit; in manchen Fächern machte sich sogar ein fühlbarer Mangel an weiblichen Lehrkräften geltend. Mit einem dauernden Anhalten dieser zur Zeit sehr günstigen Lage darf angesichts des starken Zustromes zu den akademischen Lehrfächern in den letzten Semestern kaum gerechnet werden, obgleich die Momente, die die Gunst der Verhältnisse herbeigeführt haben, noch weiterwirken; in erster Linie ist hier der Ausbau der Lyzeen zu Oberlyzeen zu nennen. Wegen der sorgfältigen Auslese, die durch die jetzt sehr erschwerte pädagogische Prüfung unter den Berufsanwärterinnen — bedauerlicherweise erst am Ende der sehr langen Ausbildungszeit — durchgeführt wird, sind die Eignungserfordernisse hier sehr sorgfältig ins Auge zu fassen.

Die bedeutsame Errungenschaft, die sich an Berufsmöglichkeiten für die Akademikerin in letzter Zeit ergeben hat, sind die Bestimmungen, nach denen Ausbildung und Arbeitsgebiete sowie Anstellungsverhältnisse der evangelischen Theologin geregelt werden sollen. Eine Beschränkung der Aufgaben der „Vikarin" im Vergleich zu denen ihrer männlichen Amtsgenossen ist zwar vorgesehen — der Predigtgottesdienst, die Verwaltung der Sakramente stehen ihr nicht zu; doch bedeutet das Erreichte einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der bisher ganz ungeregelten Verwendung der Theologin in der kirchlichen Arbeit.

Für naturwissenschaftliche Interessen bietet sich Befriedigung in den Berufen der Apothekerin, der Chemikerin, der Ärztin und Zahnärztin. Die erstere findet in der Regel im Berufe ihr Fortkommen; sie konkurriert erfolgreich, da für die sorgfältige und gewissenhafte Kleinarbeit, die geleistet werden muß, bei vielen Frauen Begabung vorhanden ist. Das Tagewerk der Apothekerin gilt allerdings als besonders anstrengend. Eine Überfüllung ist in diesem Arbeitszweige nicht zu verzeichnen; die Abhängigkeit, in der meist verblieben werden muß, scheint den Zustrom einzudämmen. — Erheblich eingeschränkt im Vergleich zu denen der männlichen Berufsangehörigen sind die Betätigungsmöglichkeiten der Chemikerin, die selten zu gehobenem Posten im Betriebe gelangt, vielmehr meist im Laboratorium beschäftigt wird. In allen technischen Berufen, die an sich schon an großer Überfüllung leiden, setzen sich Frauen nur vereinzelt durch. — In der Medizin ist der Existenzkampf wegen der starken Überfüllung im Beruf zur Zeit zweifellos schwer; man kann indessen von einem Überangebot weiblicher Ärzte im Verhältnis zur Bevölkerung kaum sprechen, da die auf die Ärztin entfallende Kopfzahl in Deutschland noch recht groß ist, im Vergleich zu der, die auf den männlichen Arzt berechnet wird. Durch den starken Rückgang der Studierendenziffer, der im Vergleich zur Vorkriegs- und Kriegszeit jetzt zu verzeichnen ist, wird eine Verbesserung der Gesamtlage in absehbarer Zeit voraussichtlich eintreten. Möglichkeiten, als Schulärztin und in Fürsorgestellen für Säuglinge zu arbeiten, bieten sich zur Zeit für die gut ausgebildete Kinderspezialistin. Das Gebiet der Zahnheilkunde dürfte noch aufnahmefähig sein, der Zustrom zum Studium ist hier erheblich schwächer.

Viel Interesse ist unter den Abiturientinnen auch für die Berufsmöglichkeiten der Juristin und der Nationalökonomin vorhanden. Über die Fortkommensmöglichkeiten der Juristin mit völlig abgeschlossenem Studium liegen noch wenige Erfahrungen vor; vor allem ist noch nicht übersehbar, wie ihr Eindringen in die Richterlaufbahn und in die Verwaltung sich gestalten werden. Erschwerend wird in Zukunft der übergroße Gesamtzudrang zum Studium einwirken. Es ist sehr zu hoffen, daß die Pionierarbeit, die hier von den Frauen zu leisten ist, von einer Auslese wirklich befähigter Frauen übernommen wird und daß kein breiter Zustrom nur durchschnittlicher Begabungen zu diesen neu zu erobernden Arbeitsgebieten einsetzt. Die Juristin arbeitet zur Zeit auch in industriellen und kaufmännischen Betrieben. Die Aufgaben, die man ihr zuweist, sind begrenzt, doch liegt eine eigentliche Arbeitslosigkeit für befähigte Juristinnen zur Zeit nicht vor. — Für die Nationalökonomin bieten sich zwar verschiedenartige Verwendungen im Wirtschaftsleben, doch sind sie hinsichtlich Geltung und Gehalt nur selten zufriedenstellend. Das gesuchteste Gebiet ist die soziale Arbeit. Hier werden oft Stellungen bekleidet, die auch der Absolventin der sozialen Frauenschule zugänglich sind. Die Abiturientin sollte beide Wege — den zweijährigen Besuch der sozialen Frauenschule nach einjähriger volontärischer Betätigung oder das Studium der Nationalökonomie — sorgfältig gegeneinander abwägen. Aufstiegsmöglichkeiten für die Akademikerin zu gehobenen Posten in der Wohlfahrtspflege, an Jugendämtern, an Arbeits- und Berufsämtern, in leitender oder unterrichtender Tätigkeit an sozialen Frauenschulen sind zwar vorhanden, aber selten. Auch die soziale Frauenschule eröffnet vielseitige Arbeitsgebiete, in der Gesundheitsfürsorge, der Jugendwohlfahrtspflege, der Wirtschaftsfürsorge. Als jüngstes Gebiet ist die Arbeit der Kriminalpolizei zu erwähnen. Für viele Begabungen ist die praktisch gerichtete Methode der Frauenschule der bessere Weg. Diese Einsicht sollte bei der Wahl, um Enttäuschungen zu vermeiden, bestimmend sein. Auch in wirtschaftlichen Verbänden und Unternehmungen, in Redaktionen und Archiven arbeiten Nationalökonominnen, meist in bescheidener Position. Die Nationalökonomin konkurriert mit der Absolventin der Handelshochschule; letztere wird besser auf die Erfordernisse des einzelnen Betriebes vorbereitet sein. — Erwähnt sei noch der Beruf der Bibliothekarin an wissenschaftlichen und an Volksbibliotheken, in den die Abiturientin mit verkürzter zweijähriger Ausbildung gelangen kann. Der Eintritt in die Berufsausbildung macht hier große Schwierigkeiten, da die Zahl der Praktikantinnenstellen beschränkt wird; dementsprechend sind ausreichende Unterbringungsmöglichkeiten, insbesondere an Volksbibliotheken, gegeben. Das akademische Bibliotheksfach bietet leider keine Aussichten.

Obgleich der gegebene Überblick sich auf die hauptsächlichsten Arbeitsgebiete beschränken mußte, ergibt sich, daß eine Anzahl verschiedener Wege für die Abiturientin offen stehen.

Was soll unser Junge werden?

Wir haben vor kurzem an dieser Stelle hingewiesen auf „Das moderne Buch der weiblichen Berufe". Jetzt ist im gleichen Verlag (W. Köhler, Minden i. W.) unter dem Titel „Was soll unser Junge werden?" von Dr. Erich Janke ein zuverlässiger Wegweiser zu hundert männlichen Berufen herausgegeben worden. Die Aufgabe war hier eine ungleich schwierigere, weil selbst die Anzahl der sogenannten gelernten Berufe, die sich vielfach überschneiden oder in zahlreiche Zweige gliedern, so groß ist, daß sie den Rahmen eines handlichen Führers zu sprengen droht. Es war also nur möglich eine Auswahl zu geben, die namentlich auch solche Berufe bringt, die nicht „Modeberufe" sind und nicht schon einen übergroßen Zulauf aufweisen. Diese Auswahl ist aber noch immer sehr reichhaltig. Die Erfahrung lehrte, daß auch über viele bekannte Berufe im einzelnen große Unklarheit bei den Berufssuchenden herrscht. Häufig wissen, um nur ein Beispiel herauszugreifen, weder die Eltern noch der Sohn, worin das Arbeitsgebiet eines „Gürtlers" besteht. Die Berufsberatungsämter sind in den Zeiten des Hauptandranges stark überlastet, so daß es zweifellos eine dankbare Aufgabe war, den Berufssuchenden ein Buch in die Hand zu geben, das sie in genauen Einzeldarstellungen über die Art der Berufe unterrichtet, damit sie sich einen Begriff ihrer künftigen Tätigkeit machen können. Die im vorliegenden Buch gegebenen Auskünfte und Ratschläge für die Berufswahl werden ergänzt durch eine Betrachtung der Berufsberatung überhaupt, eine Darstellung der wichtigen psychotechnischen Eignungsprüfungen und einen Hinweis auf die Betätigung in Sport- und Jugendvereinen, die dem Jugendlichen den notwendigen körperlichen und seelischen Ausgleich geben soll. Mit vollem Recht wird gesagt, daß von zwei Leuten mit gleicher Anlage und gleicher Ausbildung auf die Dauer derjenige erfolgreicher sein wird, der die bessere Gesundheit, den regeren Geist, den stärkeren Willen und die größere innere Freudigkeit besitzt. Diese Erkenntnis muß sich ein jeder Junge, der ins Berufsleben tritt, von vornherein zu eigen machen, danach muß er sein Leben gestalten, um ein ganzer Mensch zu werden. **A. F.**

König Kandaules

Roman von Max Dreyer

3.

Robert Löteisen war am Abend mit dem Küstendampfer gekommen. Er aß mit den Eltern und erlebte dann zu seiner Überraschung, daß der Vater, nachdem sie beide froh über seine Erfolge gesprochen hatten, von selbst ihn aufforderte, möglichst bald in die Fischmeisterei zu gehen und dort den Abend zu verbringen.

Dieses Wort gab ihm Flügel. Nun ja — allmählich mußte schon der alte Herr das Unabänderliche ins Auge fassen! Als er zu Matilde kam, fand er sie und ihren Vater gerüstet, zu Königs ins Turmhaus zu gehen.

„Da bleiben wir wohl zu Hause?“ fragte Rochus Menander, und eine Schelmerei klang auf in seinen guten, stillen Augen.

Matilde besann sich kurze Weile. Dann fragte sie hell: „Willst du nicht mit uns gehen, Robert? Doktor König ist doch dein Studienfreund — so brauchen wir nicht abzusagen und bleiben alle beisammen.“

Dieses ‚alle beisammen‘ hatte nun gar nichts Verlockendes für ihn. Aber die harten Züge gruben sich fest, und ruhigen Tones sagte er: „Eure Verabredung gilt natürlich. Und da ich sowieso mit Hilmar zu reden habe, will ich euch begleiten.“

Hilmar als der Wirt ließ Robert, den Unerwarteten und ganz gewiß nicht im selben Maße Willkommenen, gleichwohl an der ungezwungenen freundlichen Begrüßung teilhaben.

Sie nahmen in dem großen Turmzimmer Platz. Durch die offenen Fenster glutete die See wie zu ihren Füßen. Jeder, der hier saß, dachte: ‚Ganz wie auf dem Schiff.‘ Und die Meeresgedanken herrschten.

So kam es wie von selbst, daß sie sich gleich auf die Mittelmeerfahrt begaben, der Jupiter leuchtete zu den klassischen Gestaden. Ohm Ekbert legte sich am frischesten ins Zeug. Er hatte als junger preußischer Offizier mehrfach in der Türkei Kommandos gehabt. Offenen und regsamen Geistes hatte er all die Länder und Städte erlebt.

„Das erstemal“ — so erzählt er von sich — „ist alles, was so dem Deutschen von klassischer Traumsehnsucht im Blute rumort, bei mir über Rom nicht hinausgekommen. Schon bei meinem zweiten Römerzug aber ging es mir gründlich auf, daß, wer die Antike sucht, in Rom sie erst suchen muß unter all dem Prunk und Wust, unter der Kunst der Unkunst und dem Gerümpel vieler Jahrhunderte, in dieser großen Antiquitätenbude — daß zu Athen er die Antike wirklich findet in der träumenden Heiligkeit der Akropolis, im Parthenon, im Erechtheion, in den Grotten des alten Bergquells Klepsydra.“ — Die Antiquitätenbude rief Hilmar auf den Plan. „Mit Rom springst du nun doch ein wenig summarisch um —“

„Du kennst den Prachtsaal im Palazzo Barberini. Wo Cortona an die Decke den gewaltigen Prunk seiner bunten Fresken hingemalt hat. Die farbigsten Kämpfe sinnvollster Allegorien, aus denen von selbst keiner so recht klug wird. Und unter dem Lärm dieser bombastischen Wichtigtuerei duckt sich in dem kleinen ovalen Nebensaal ein griechisches Marmorbild, die Laodamia, die Schutzflehende. Bis in die Falten ihrer Gewandung schauert und rieselt das Grauen vor dem geradezu gewalttätigen Pomp dieser Umgebung. Was hat man dir, du armes Kind, getan? Sie vergeht vor Sehnsucht nach der Heimat. Siehst du, hier hast du Rom und hier hast du Griechenland.“

Kugelspieler. Bronzebildwerk von Prof. Ludwig Dasio.

„Hier hab' ich Rom?“ So ließ sich Hilmar nun doch nicht abspeisen. „Vielleicht hätte man es so, wie du willst, mäße man es nur und bloß und lediglich an der Antike. Aber was ist Rom sonst noch alles! Ja, was auf der Welt gibt es, was Rom nicht wäre!“

Und nun sang er, nach Worten dürstend, er, der Historiker, sein Lied auf Roma. Die ewige Stadt, die ewige, warum? Sie ist die Tat — die Tat, die im Anfang war, die Tat, die das Unsterbliche ist — sie ist das Geschehen, die Geschichte ist sie.

„Hier, wo aus dem kargen Hirtenvolk als Keimzelle das gewaltige Weltimperium sich entfaltete. Die Tat hatte ihr festestes Gefüge sich geschaffen, den Staat, den gebietenden, unerbittlichen. In seine Ordnung mußte alles einmünden, alles hatte ihr zu dienen, die Kunst. Die Früchte des verwelkten Hellas, die sonst verweht wären, in diesem harten, aber gesunden Boden faßten sie Wurzel. Hier war Herrschaft, hier war die Kraft. Und alles, was kraftvoll war und herrschen wollte, in diese Sphäre ward es gezogen. Von Norden die frühlingstarken Völker rauschten im Sturm. Sie siegten — um sich zu fügen und zu dienen. Das Imperium über allem! Und dann, als all die dunklen Geheimnisse des Ostens, so alt wie die Menschheitsgeschichte, das eine Licht gebaren, das Licht, das von der Armut und Demut gespeist wurde, das alles nach innen kehrte und alle Werte wandelte, in dessen Schein das Glänzende verblich, das Hohe in Trümmer sank, das Kleine, Niedere, Gequälte, Geknechtete himmelan sich hob. Flossen nicht auch dieses inwendigen, weltfernen, weltfeindlichen Lichtes Strahlen in deine Machtsphäre ein, Rom — Rom, du gegebener, notwendiger,

unvermeidbarer Mittelpunkt, du Zentralsonne alles geistigen Geschehens! Und wurden diese Strahlen hier nicht zu Schwertern, zu Instrumenten der Macht, sie, deren Macht nicht von dieser Welt war? War es nicht hier, wo das, was bisher das Heil der Seelen ausmachte, den erdfesten Fels sich suchte? Den wohlbedachten Baugrund, auf dem mächtiger, prunkvoller und unbarmherziger als alle Zwingburgen der Erde die Kirche sich erhob? Gott wurde zum Staat, und nur in Rom konnte er es werden. Eine neue Herrschaft begann. Überwunden, versunken, ausgelöscht war dieses erste, ewige, inwendige Licht, das alle Herrlichkeiten der Welt verdammte und von sich wies. Diese heilige Urkraft, die gerade über Roma, die herrlichste von allen, das Urteil hätte sprechen müssen, im Geiste und in der Wahrheit. Aber was geschieht? Roma, von allen die Verworfenste — eben diesen Geist und diese Wahrheit zieht sie an sich und in sich, bewußt und überlegen mit ihrer unsterblichen Kraft der Tat, unterwirft ihn sich, wandelt ihn um, wandelt das Dienen in Herrschaft. Rom ist die heilige Stadt — mag die alte Cäsarenkrone nun erblinden und verrosten — ein anderes Diadem leuchtet über ihr, das aus dem Ewigen seinen Glanz sich zubereitet. Rom, du ewige — daß es so etwas gibt — Herrgott im Himmel, muß man dafür nicht einfach händeringend dankbar sein!"

Er wollte noch weiter, aber jetzt besann er sich. „Kinder, Leute — da fang' ich an, in Zungen zu reden." Er wurde beinahe verlegen. „Aber ich hab' nun mal meine römischen Hühneraugen. Und wenn mir einer drauf tritt, muß ich schreien."

‚Ob du es tun würdest,' dachte Robert bei sich, ‚wenn du dir von deinem Geschrei keine Wirkung versprächst?'

Er hatte Matilde nicht aus den Augen gelassen. Ihre Blicke waren nicht von Hilmar gewichen, die ehrliche Bewegtheit in dem, was er sprach — wenn es sich auch ein wenig an sich selber gütlich tun mochte — stimmte sie andächtig. Und das beredte Wort des Empfindens war für sie eine fast unbekannte Macht. Ihr Vater fand nur noch für seine Beobachtungen regsameren Ausdruck, Manuel strömte in Tönen seine Leidenschaft aus, in Robert kauerten die Worte schweigend und taten dann einen jähen, heftigen Sprung — sie verglich damit, wie Hilmars Phantasiekraft die Rede schnellte und durchhellte — bildhaft wurden die Gedanken, Gestalten lebten auf, sie war gewonnen und gefesselt.

Nun antwortete ihm Ekbert. „Leider habe ich nicht deine Siebenmeilenstiefel des Historikers. Und darum bin ich wohl mit Rom nicht fertig geworden. Es ist mir immer zu gelehrt gewesen, es hat mir zuviel gewußt. Und sein ewiger, erhobener Zeigefinger hat mich gequält. Wie atmete ich jedesmal auf, wenn ich all dies Gespreizte und Gestellte, dies Betonte und Bewußte, das ganze Getue und Gehabe hinter mir hatte. Wenn die lachende, schreiende, kreischende, sich überschlagende, diese farbenfunkenspritzende Ungezwungenheit Neapels, diese unsterbliche Lausejungenseligkeit des Südens mir um die Ohren brauste! Was sagen Sie, Lotsenkommandeur Rochus?"

Vater Menander, der zu Hilfe gerufene, strich sich langsam über das weiße Haar. „Ich bin in ähnlicher Lage wie Sie, lieber Oberst. Mit meinem historischen Sinn ist nun schon gar nichts los. Hier schlägt mir meine seemännisch geographische Vorstellung immer und immer wieder ein Schnippchen. Rom verstehe ich einfach nicht. So wenig, wie ich Paris, Berlin, Madrid verstehe. London, Neuyork, Petersburg, Stockholm, Byzanz — ja. Doch diese meerlosen Hauptstädte im Binnenlande —! Da sie aber recht haben, habe ich natürlich unrecht."

Auch Babylon, Ninive, Ekbatana, Memphis, Mekka hatten recht, ergänzte Hilmar ihn schweigend.

„Neapel freilich —!" in den stillen Augen des alten Seefahrers wurde ein Schein lebendig. „Übrigens haben wir hier ja altgriechisches Siedlungsgebiet. Und was man so gelesen hat von der hellenischen lauten und leidenschaftlichen Lebenslust, hier hat es die fruchtbarste Stätte gefunden. Man darf wohl sagen, daß der große Pan hier ganz andere Sprünge vollführt, als in der kahlen, harten, trockenen, kantigen und engen Landschaft Griechenlands."

Hilmar stimmte ihm zu. Der Ohm aber erhob Widerspruch. „Scheltet mir nicht auf das dürre, kahle Land, ehe ihr das blühende Achaja gesehen habt, seine tiefgrünen Felder, seine leuchtenden Gärten, die in Farben brennenden Sträucher und Büsche und seine Landhäuser rosenbekränzt. Oder ehe euer Auge trunken geworden ist von dem blutroten Mohnrausch auf der Hochebene von Athen, den die Maulbeeralleen, die Reben und Oleanderbüsche nicht bändigen können, dem selbst die tiefsinnig dunklen Wipfel der Ölbäume erliegen. Und wenn einer auf die Enge dieses Ländleins, dieses winzigen Zipfels von Europa herabblicken möchte — ist diese Enge nicht das Bewundernswerte an ihm? Was häuft sich hier alles zusammen: Athen, Korinth, Sparta, Mykene, Delphi, Olympia. Was alles haben sie der Welt gegeben! Und so eng, wie der Raum, so kurz die Spanne Zeit, in die dieses Geistes höchste Herrlichkeit sich drängte. Kaum mehr als sechzig Jahre, als zwei Menschenalter dauerte sie. Hat die Welt je ein gleiches gesehen?"

Matilde war ganz bei der Sache. Die Beredsamkeit der Königs sprach sie nun einmal an. Robert Löteisen, der beiseite stehen mußte, rettete sich wieder in seinen Hohn: ein Laie, der recht gute Zeitungsartikel redet.

Inzwischen ließ Hilmar nun doch das Gespräch vom Marmorsockel heruntersteigen. „Das Geistige — nun ja, das Geistige versteht sich von selbst. Aber zugeben müssen wir doch wohl: der Weg zu Griechenlands Wesenheit ist mit mancherlei Enttäuschungen gepflastert. Ich weiß nicht, ob es euch ebenso ergangen ist. Mir hatte sich aus Homer in den glücklichen, ewig hungrigen Tagen des Sekundanertums vor allem eine unverlierbare griechische Vorstellung eingeprägt: wie den lieben olympischen Göttern das Wasser im Munde zusammenlief, wenn ihnen auf den Altären die köstlichsten Rinderbraten zubereitet wurden und funkelnder Wein dazu in Strömen floß. Wo sind sie geblieben, die Rinderherden des Atreus? Wo auch die Schweine des göttlichen Sauhirten Eumaios? Hammel, Hammel, nichts als Hammel. Und verirrt sich wirklich mal ein anderes Viehzeug in die Küche, mit Hammelfett gesalbt und geölt kommt es dir auf den Tisch. Rufst du aber Bacchus zu Hilfe, diese ranzige Niederträchtigkeit zu bekämpfen — Rezinatwein! Das Harz beizt sich dir noch mehr in die Magenwände. Von heillosem Sodbrennen gefoltert irrst du durch die heilige griechische Welt. Und wenn dann noch all deine leuchtenden Berufshoffnungen erblassen und erblinden —!"

Er hatte sich jetzt Robert, dem Kollegen, zugewendet, der so gut wie an die Wand gedrückt war. Als der einzige unter den Männern, der nicht in Griechenland, nicht einmal in Italien gewesen war. Und der hier nun ganz und gar nichts mitzureden hatte. Sein peinliches Selbstgefühl wollte nicht unterliegen. Daß Matilde der Art und den Worten des Gegners, der ihm Hilmar immer gewesen war, sich gefangen gab, schürte seine neidvolle Abneigung.

Neidvoll — warum eigentlich neidvoll! Gerade nach der letzten Wendung der Dinge. Allerdings, ihm selbst war es nicht beschieden gewesen, den Süden zu sehen. Aber war dem andern seine Griechenlandfahrt nicht teuer zu stehen gekommen? Nicht nur, daß seine Expedition wissenschaftlich gescheitert war, wie er eben selber bestätigte. Hatte er nicht durch die lange Abwesenheit bei der Besetzung der Assistentenstelle am Archäologischen Institut der Universität sich unschädlich gemacht? Die nun ihm, Robert Löteisen, zugefallen war?

Undurchdringlich war Roberts Gesicht, als er fragte: „So ist es also nichts mit Roderich Ollhusens Hypothese?"

„Minus null ist es. Wir werden noch erleben, daß er in den Scherben von alten korinthischen Töpfen germanische Runenzeichen findet." Er scheuchte die schmerzlichen Gedanken. „Wollen es heute lassen. Erzähl' mir lieber von dir. Du bist in Hamburg festgeworden?"

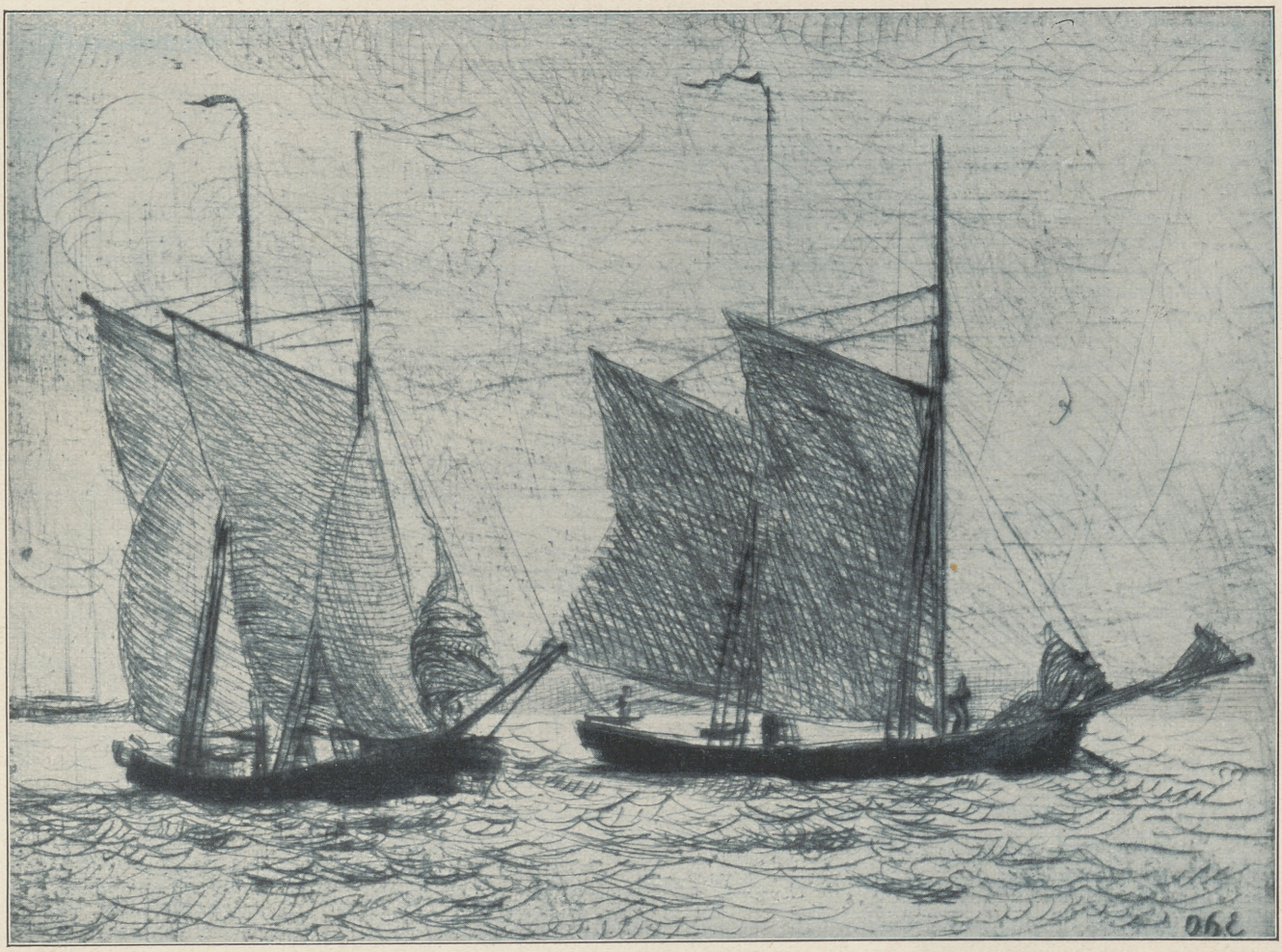
„Nein. Und bei den schlechten Aussichten dort hatte es keinen Sinn für mich zu warten."

„Was tust du denn jetzt?" Er rückte den Stuhl näher. Matilde saß zwischen ihnen beiden. Die alten Herren hatten sich in ein Gespräch über die Fauna des Mittelmeers vertieft.

Robert hatte sich zurückgelehnt. Hier mußte ein Peinliches zur Sprache kommen. Die Ecken und Kanten seiner Züge wurden noch schroffer. In seinen dunklen Augen glühte es trotzig. Er fühlte Matildens forschenden Blick. Das mehrte seine Heftigkeit. Und nun stieß er hervor: „Ich bleibe jetzt hier. In unserer Universitätsstadt. Als Assistent am Archäologischen. Und habilitiere mich."

Zwischen Hilmars Augen hatte sich eine scharfe Furche gekerbt. Jetzt blickten sie eisig, klar und hell. Und ihre Helle stach.

„So. Das ist also inzwischen geschehen." In seiner Stimme ein splitternder Klang. Matilde horchte auf. Hier mußte etwas in Stücke gegangen sein.



Frischer Wind. Radierung von Prof. Otto H. Engel.

Schon aber hatte Hilmar sich wieder schlank wie über die Dinge emporgereckt. Und mit leiser Lässigkeit fügte er hinzu: „Vor Tisch las man es anders."

Robert warf den eckigen Kopf hin und her. In seinen Schultern zuckte es. Ein Vorwurf hatte ihn getroffen. Sein Gewissen war gepeitscht. Brüsk legte er sich ins Zeug. „Wir haben darüber gesprochen. Vor mehr als einem halben Jahr. Damals sagte ich dir —"

„Daß die Stelle nicht für dich in Frage käme. Jedenfalls würdest du ohne mein Wissen in dieser Sache keine Schritte tun." Das wieder mit einer Gleichgültigkeit, die nur noch verletzender wirkte.

„Aber Verzeihung, gnädiges Fräulein" — Hilmar wandte sich an Matilde, die die großen Augen von einem zum andern gehen ließ — „das sind Dinge, die Ihnen fremd sind. Und sogar das Unbehagliche — eines Mißverständnisses haben." Er glättete absichtlich, um die Stimmung des Abends zu retten.

Sie aber sprach frei und fest: „Soll man nicht Mißverständnisse sofort aus der Welt schaffen?"

Hilmar nickte ihr zu. „Dann entschuldigen Sie uns ein paar Minuten." Er stand auf und bat Robert durch einen Wink, ihm in die Fensternische zu folgen.

Matilde setzte sich zu den alten Herren. Sie sprachen über Zuchtfragen. Ihr Vater berichtete von Versuchen einer Blutauffrischung bei den Fischen, die trotz der offenen Verbindung der Meere nicht widersinnig sei.

Aber sie war hier nur mit halbem Ohr. Das Gespräch in der Nische beschäftigte sie. Hier standen zwei Kämpfer gegeneinander, zwei Nebenbuhler. Ihr heller Mädchensinn, ihr feinspüriger Fraueninstinkt sagte ihr, daß der Kampf noch um etwas anderes ging als um Berufliches, als um Amt, um Ehren und Würden.

Wenn sie einen Blick hinüberwarf, sah sie Hilmars Gesicht — Robert stand ihr abgewandt — die harte, beherrschte Ruhe. Aber in dem, was er sprach, schwangen doch seine Nerven. Und so schrillten ein paar Sätze zu ihr herüber: „. . . daß ich mir durch meine Arbeiten das erste Recht auf unser Küstenland hier als Forschungsgebiet erworben habe" — „auch der Geheimrat ist immer der Meinung gewesen" — und dann weiter: „Du warst der einzige, der außer mir in Frage kam" — und jetzt mit besonderem Klang: „Jedenfalls hast du es gesagt. Meine Schuld war es dann wohl, daß ich Gesagtes als Versprechen nahm —"

Die rauhen Antworten Roberts klangen dumpf — er suchte offenbar den Ton der Unterredung zu dämpfen, dies war nichts für fremde Ohren, am wenigsten für die Ohren der einen —

Und jetzt lösten sich die beiden voneinander und nahmen wieder an der Gesellschaft teil. Ihren Gesichtern, die sich bemühten, freundlich sich zu entspannen, sah man gerade so die ernste Auseinandersetzung an.

Rochus gab gerade eine Schilderung von dem Farbenspiel der Tintenschnecken, der Kalmare, und der zauberhaften Qualle Dochylometra quinquecirra — aber er drang damit nicht durch, und es blieb ein Schatten über dem Beisammensein.

Für Rochus, Matilde und Robert gab es einen stillen Heimweg. Bei Vater Menander war Schweigen das Gewohnte, in dem jungen Paar wirkte eine elektrische Spannung.

Matilde, die es nicht liebte, hinter dem Berge zu halten, erklärte: „Ich will noch einmal an die See. Kommst du mit, Robert?"

Er war natürlich bereit. So gingen sie miteinander.

Die See war still. Mürrisch plätscherte die Brandung, in versonnener Verdrossenheit. Aus dem Dunst des Osthimmels stieg der abnehmende Mond. Schwer, dumpf und wie krank, scharlachen und fiebernd gedunsen.

Ein Unbehagen lag auf Matilde. Sie wollte sprechen, wollte fragen und fand nicht das Wort.

Da begann er: „Ich bedaure es sehr, daß ich zu Königs mitgegangen bin. Es war mein Wunsch, mit dir allein zu sein, Matilde." Eine Bewegtheit ließ ihn stocken.

„Wir sind ja jetzt allein," sagte sie ruhig.

„Aber jetzt ist unser Beieinander getrübt! Nie hat das Königsche Haus für mich was Gutes bedeutet. Daß du dich in ihm so heimisch fühlst —!"

„Der Oberst ist mein Freund. Den Doktor kenn' ich erst

seit gestern. Aber ich glaube, daß ich auch mit ihm Freundschaft schließen kann."

Durch Roberts Rücken zuckte ein Schlag. „Du weißt, daß er und ich — daß wir uns niemals verstanden haben —"

„Soll ich mich darum nicht mit ihm verstehen können?"

Er maß sie mit jähem, schmerzlichen Blick.

Gewachsen war sie — wie in dieser letzten Stunde über sich hinausgehoben.

Dir entwachsen —? So schrak es durch ihn hin.

Und nun packte ihn die Leidenschaft und seine Worte brannten. „Tilde" — er sprach bebend den verkürzten und verinnerlichten Kosenamen — „solange wir uns kennen, hat es den Einklang zwischen uns gegeben. Jetzt stimmen wir unser ganzes Leben auf ihn. Ist es nicht deine wie meine Sache, jeden Mißton von ihm fernzuhalten —"

„Der Mißton ist Doktor König," sagte sie, mehr nachdenklich als scharf und bestimmt.

Er wandte den Kopf hin und her. Dann bestätigte er es ihr mit einem heftigen: „Nun ja! Und da wir beide zusammengehören, ergibt es sich von selbst, wie du dich zu ihm verhältst!"

Nun hatte er gefordert. Er stutzte über sich selber. Aber zugleich stärkte er sich das Rückgrat. Gut so — denn noch ist es Zeit zum Eingriff! Und heute ist es die Zeit.

Sie hob den Nacken, wie zur Abwehr gegen eine Last oder eine Kette. Ihre Stirn runzelte sich, die Augen gingen suchend. Dann kam es fest und still: „Nach allem, was ich von dir höre, muß ich deinem Vater doch immer mehr recht geben —"

„Vater? Worin?"

„Er meint, daß es bei mir noch zu früh sei für eine klare Entschließung. Und wirklich — wie soll ich sagen — ich bin jetzt nur noch unsicherer geworden. Oder geradezu irre an mir."

„Irre an dir? Matilde! Und Vater — heute hat er selbst mich zu dir geschickt. Es ist jetzt sein eigener Wille, daß wir — das letzte Wort sprechen."

„Das letzte Wort? — Ich sagte dir, daß ich noch nicht so weit bin. Daß du mir Zeit lassen mußt, mir noch über mancherlei klarzuwerden —"

„Was der heutige Abend in dir wachgerufen hat?"

„Ja."

Also Hilmar König — wieder und wieder! Seine Gedanken taumelten. Aber er zwang sich in gerade Bahn. „Willst du mir dieses Mancherlei verraten?"

„Als du die Aussprache mit Doktor König hattest — ich kann mir nicht helfen — da kam es mir vor, als hättest du nicht recht an ihm gehandelt."

Robert fuhr zurück wie von einem Hieb. „So — das kam dir so vor. Du weißt so gut wie nichts von der Sache. Nur ein paar zusammenhanglose Worte können zu dir hingeflogen sein. Aber du hast dein Bild und dein Urteil — gegen mich — gegen mich nimmst du Partei und stellst dich glatt auf seine Seite!" Er geriet außer Rand und Band. „Hat dich so sein Gallimathias über die ewige Roma begeistert! Dergleichen du in jedem besseren Reiseführer findest! Oder hat sein witziges Sodbrennen in Griechenland dich so verzaubert?"

Schon quälte ihn selber aufs Blut seine unvornehme und geschmacklose Gehässigkeit. Er wußte auch, wie sehr er sich so bei ihr schadete. Ihres stillen, ein wenig traurigen Blickes hätte es nicht bedurft.

Und jetzt legte er schroff sein Bekenntnis ab: „Ich will dir sagen, wie sich die Sache verhält. Klipp und klar. Geheimrat Niedermöller hat an mich nach Hamburg geschrieben. So bin ich zu ihm gefahren. Von Doktor König hatte er lange nichts gehört. Dessen Griechenlandfahrt, über die er unter allen Umständen hätte unterrichtet werden müssen, war ihm eine Überraschung. ‚Sicherlich denkt er nicht mehr an die Assistentenstelle,' meinte der Geheimrat. ‚Und da er offenbar immer mehr seiner Phantastik nachgibt, ist er auch wohl kaum noch für sie der geeignete Mann.' Damit war er abgetan. Die Stelle wurde mir angeboten. Ich nahm sie an."

„Und du sagtest nichts davon, daß du dich Doktor König gegenüber verpflichtet habest —"

„Verpflichtet! Ich hatte ihm gesagt, daß ich mich nicht bewerben, daß ich mich ihm nicht vordrängen würde. Jetzt, wo die Stelle mir in den Schoß fiel, ohne mein Zutun —"

„War es nicht doch ein Zutun von dir, daß du schwiegst? Hättest du, als der Geheimrat sagte: er denkt nicht mehr an die Assistentenstelle, hättest du da nicht Einspruch erheben müssen —"

Das war ja ein hochnotpeinliches Verhör, an ihm vollzogen, gegen ihn gerichtet zugunsten des anderen geübt — ! — Flammen tanzten ihm vor den Augen.

„Ich war selbst neuerdings außer allen Beziehungen zu König. Wenn einer, mußte der Geheimrat über seine Wünsche unterrichtet sein." Er würgte es heraus — es erstickte ihn, daß er reden, daß er sich verteidigen mußte.

„Geheimrat Niedermöller," sagte sie und rümpfte in gereizter Abneigung die Nase, „dieser schöne Mann, den wir kennnen. Und immer seiner Eitelkeit unterworfen! So war es also Doktor Königs Fehler, daß er ihn falsch behandelt hat. Aber ist dieses Minus nicht ein Plus?"

„Also im Unterschied von mir!" lohte Robert auf. Immer unvorsichtiger machte ihn seine Leidenschaft. „Da ich weiß, was im amtlichen Verkehr sich nun mal gehört! So bin ich jetzt wohl der Schleicher und er ist der aufrechte Mann! Wie kommst du dazu, mich so zu erniedrigen — gegen ihn und vor ihm!"

Sie sah ihn an und wieder war ein Trauriges in ihrem stillen Blick. „Wenn man dich so reden hört, muß man glauben —"

„Was? Was? Was?"

„Daß dein Gewissen hier nicht ganz unbeteiligt ist."

Zorn, Schmerz, Wut flammten durch die zuckenden Augen. Dann umschlangen sie die geliebte Gestalt. Und eine tolle Angst schauerte in ihnen auf. Wenn du mir so entgleitest! Wenn ich so dich verlieren soll! — Und seine Zärtlichkeit glutete.

„Tilde — ich bin kein säuselnder Liebhaber. Aber auch das Leben schmachte ich nicht an. Ich greife zu — und greife zu für dich! Ich hab' mir nichts vorzuwerfen. Nichts habe ich getan, was nicht jeder andere auch getan hätte — ! —"

„Jeder andere," sagte sie geringschätzend.

„Jeder andere anständige und verständige Mensch! Die anderen mit kühler Berechnung. Bei mir das Treibende, das Bewegende, das Beherrschende: der Gedanke an dich. Und jetzt nehmen wir das Leben wie es ist. Ich hab' jetzt den freien Aufstieg vor mir. Ich darf dir die Hand reichen zu gemeinsamem Weg. Den du jetzt mit mir gehn wirst."

Er legte die Finger um ihren Arm. Der blieb bewegungslos und hing schlaff herunter, sie straffte und beugte ihn nicht, die Hand zu halten. Diese Taubheit mußte Robert als Abweisung empfinden. Ein Frost bebte ihm durchs Blut. Kalte graue Nebel schlichen um ihn her.

Dann wieder stieg das Blut ihm zu Kopf und schäumte ihm durchs Hirn. Und nun griff er nach ihrer Rechten. „Wir waren uns einig, Matilde. Und wir sind uns einig. Komm, wir gehen jetzt zu deinem Vater. Wir bringen alles in Ordnung. Und morgen soll es alle Welt wissen."

Sie zog die Schulter. „Ich muß dich immer wieder bitten, mir Zeit zu lassen." Ihr Blick war hart.

Er starrte sie an. Sie sah in seinen Augen die brausenden Flammen und — Rauch, der wie über eine Brandstätte hinzog. Und dann stieg aus den Trümmern ein Schweres, Drohendes, Unheimliches auf, daß es sich wie ein Reifen ihr ums Herz legte.

Hilmar saß mit dem Ohm noch lange zusammen. „Es ist die große Dummheit," sagte er, „den andern seine eigene Denkart und Handlungsweise zuzutrauen. Und den Weltverbesserern — was nützt es den guten Leuten, die äußeren Klassenunterschiede abzuschaffen? An die inneren kommen sie doch nicht hinan." Absprechend rümpfte sich die feine Nase.

„Heißt also, du an Robert Löteisens Stelle hättest anders gehandelt."

„Das scheint mir Gott sei Dank auch so."

„Aber der Mann ist sich eines Versprechens nicht bewußt. Und vergiß nicht, er will ein Nest bauen. Dann ist sowieso eine gewisse Brutalität einfach Naturgesetz."

Das Nest entflammte Hilmars Gedanken in Zorn. „Um so schlimmer für sie! Für Matilde Menander!" Dann reckte er sich wieder zurecht. „Oder auch nicht. Vielleicht ist auch sie — ganz dem Naturgesetz verfallen. Nun lassen wir Robert Löteisen und was mit ihm zusammenhängt." —

Hilmar war kein Frühaufsteher. Wie alle Phantasiemenschen liebte er die halben Träume der Morgenstunde, das Hineindämmern ins Wachsein. Heute war er bald nach Ekbert auf den Beinen. Im Lodenanzug, mit Spaten und Hacke ging er auf Arbeit.

Sein Ziel war das Königsgrab. So hieß im Volksmund

der Hügel, der an den Waldrand gelehnt auf der Heide zwischen Dorf und Düne sich hob.

Vor vielen, vielen Jahren schon hatten unberufene Hände diese Grabstätte zerstört und die Anlagen räuberisch aufs übelste verwüstet. Die mehr als spärlichen Reste gaben kein unanfechtbares Bild. So hatten um diesen Hügel die verschiedensten Hypothesen den Kampfesreigen geführt.

Hilmars Anschauung, lebhaft von ihm verfochten, war die: Auf eine Grabkammer der Steinzeit, ein Dolmengrab, war hier ein Kegelgrab des ältesten Bronzezeitalters aufgesetzt worden. Die mächtige Deckplatte des Hünengrabes war noch vorhanden, die Tragsteine, auch die kleineren Blöcke der Einhegung, waren entfernt.

Hingegen behaupteten seine Widersacher, der von ihm als Deckplatte angesprochene Felsen sei in Wirklichkeit nichts anderes als der Grundstein des Kegelgrabes gewesen. Als dann ganz in der Nähe noch zwei unzweifelhaft reine Kegelgräber gefunden wurden, war Bronze Trumpf.

Für Hilmar erklärten sich nach wie vor die meisten der gemischten Funde, die soviel Kopfzerbrechen machten, ganz ungezwungen dadurch, daß, so gut wie die uralten Siedlungsorte auch die dazugehörigen durch die Natur gegebenen Bestattungsplätze den kommenden und gehenden Geschlechtern Heimstätten wurden. Gerade wie auf unseren Friedhöfen die Generationen einander Platz machen müssen. An Mißachtung, gewaltsame Verdrängung und Grabschändung braucht man auch für die Vorzeit nicht zu denken, die, wie ihr Totenkult beweist, an diesen Ruheplätzen heiligen Ernst walten ließ.

Hilmar war beim Königsgrab angelangt. Es war ihm bei Gott nicht sonderlich wohl zumute. Daß seine griechischen Hoffnungen nahezu kindlich gewesen waren, bestritt er längst selber nicht mehr. Wenn ihm damit aber das akademische Sprungbrett, dessen er so gewiß sich fühlte, unter den Füßen weggezogen wurde, so dünkte ihm das der Strafe zu viel.

Robert Löteisen — er wollte ihn seines Zornes nicht mehr für wert halten. Zwischendurch kamen ihm leichte Empfindungen eigener Überheblichkeit. Was blieb, war der Gedanke an Matilde Menander.

Gehe ich zu strenge mit dem Jugendbekannten, mit dem Studiengenossen ins Gericht, weil diese Frau ihm gehören soll?

Der seelische Klang von ihr war nun mal in ihm lebendig. Er fühlte ihres Wesens Tiefe. Und diese war es wieder, die ihm die Frage eingab: wes Geistes Kind muß nun doch Robert Löteisen sein, daß die beiden sich so nahe gekommen sind? Liegt nur ihm selbst die düstere, verschlungene Eigenart des andern zu wenig? Sind gerade in dessen Wesen nicht vielleicht verborgene Innigkeiten? Nicht in ihm vielleicht besondere Reize von Licht und Schatten?

Alles in allem aber — war er mit seiner überlebhaften Einbildungskraft nicht auch hier wieder einmal viel zu stark beteiligt? Seine Einbildung — ist vom Einbilden zum Eingebildetsein nicht nur ein Schritt?

Hilmar König nahm sich in Stunden der Selbsteinkehr schon tüchtig beim Schopf. Freilich ohne damit lumpiger Bescheidenheit zu verfallen oder seinen Grundfonds von Selbstsicherheit anzutasten.

Und wie er jetzt ans Werk ging — er hoffte, in der Umgebung des Grabes noch Spuren von Opferstätten zu finden — und kräftig die Hacke schwang, war Arbeitsfrische, Zuversicht und Kampfesmut bei ihm. (Fortsetzung des Romans folgt.)

Der Kampf. Gemälde von Rudolf Hesse. (Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin.)

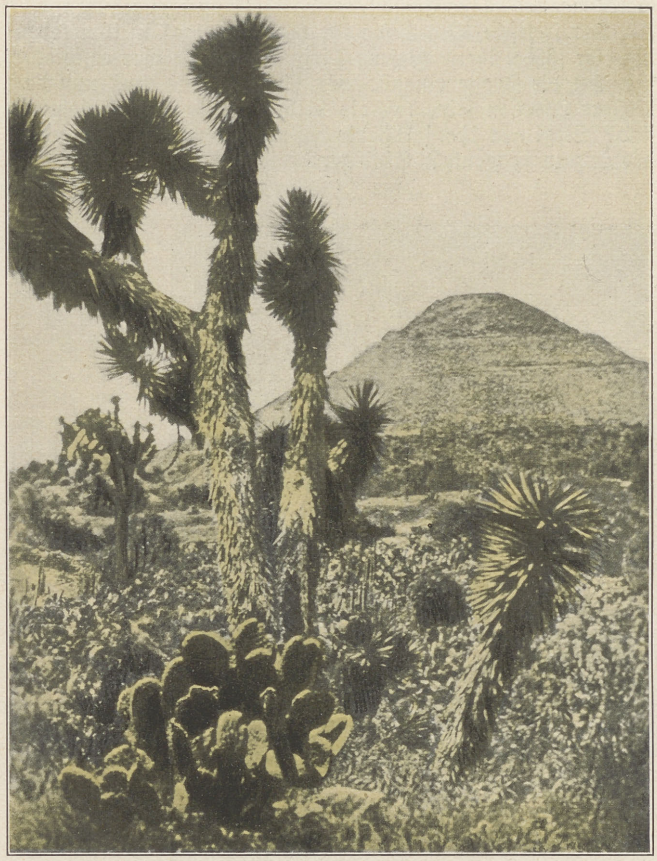
Aus der Pflanzenwelt Mexikos. Von Grete Höcker.

In allen Büchern über Mexiko — angefangen von Humboldts Briefen und den spannend geschriebenen Erinnerungen von Frau Calderon de la Barca, der Gattin des ersten spanischen Gesandten, bis zu der neuesten Veröffentlichung von Alphons Goldschmidt — ist neben der oft grundverschiedenen wirtschaftspolitischen Auffassung je nach Stellung und Einsichtsmöglichkeit der Verfasser doch eine ganz einmütige Begeisterung über Mexikos Pflanzenwelt festzustellen. „Ein Blumenparadies!“ „Der Garten Eden!“ „Ritte durch ein Blumenmeer!“ In diesen begeisterten Ausdrücken äußern sich alle.

Und nun hatte ich selbst Gelegenheit, Mexiko zu besuchen, und obgleich es nur ein kleiner Teil dieses gegensatzreichen Landes war, das ich kennenlernte, muß ich bekennen, daß ich Wunder sah, die mich überwältigten.

Die Ankunft in Vera-Cruz freilich ist zunächst enttäuschend; selbst in der kühleren Jahreszeit betritt man da eine heiße, staubige, reizlose Hafenstadt, deren Plaza bloß einige

traurig zerzauste Palmen und Bananen aufweist. Aber sobald man die umständlichen Einreise-Formalitäten erledigt und — mit einigem Glück — einen guten Platz im Pullmanwagen erwischt hat, beginnt das Wunder. Die Bahn steigt bis zur Hauptstadt Mexiko auf 2300 Meter Höhe, zunächst durch sumpfiges Gebiet, langsam sich an Abhänge, Berglehnen, durch Tunnel und über kühne Brücken hochwindend. Das Entzücken, wenn man durch die ersten Indiodörfer kommt, mit ihren blumenreichen Gärten, ist groß.



Dracaene.

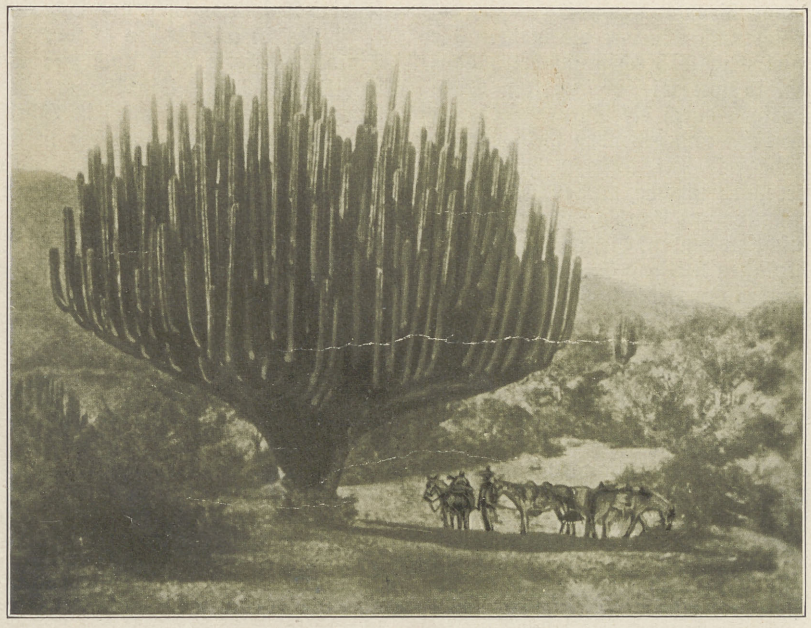
Dort hängen große Bougainville-Teppiche über Zäune und Mauern, Hibiskussträucher (von den Eingeborenen „tulipan" genannt) breiten ihre großen Büsche leuchtendroter Blüten aus, Salvien, blau und rot, Margeriten und Verbenen in allen Farben bilden bunte, dicke Polster. Es gibt wohl keine deutsche Sommerblume, die hier nicht in sechsfacher Vergrößerung zu finden wäre. Und nicht genug, daß soviel Buntblühendes hier schon wild wächst: die Indiofrauen ziehen auf den Mauerrändern und an den Fenstern ihrer armseligen Hütten ganze hängende Gärten in Topfscherben, alten Gläsern und Kokosschalen. Oleanderbäume, rosa und weiß blühend, stehen vor der Tür. Mit Kamelien- und Veilchensträußen, kunstvoll als runde Beete zusammengewunden, kommen sie an die Station.

Weiter geht es durch die Berge aufwärts, Urwälder rauschen vorbei, Kokospalmen-, Dattel- und Bananenwälder, untermischt mit Kaffeepflanzungen, die gerade ihre roten Beeren angesetzt haben, aus denen sich später die aromatische Frucht herausschält. Und entzückt sieht das Auge hellgrüne Zuckerrohrfelder im Winde sich wiegen. Orangen- und Zitronenhaine mit ihren grüngoldenen Früchten und den Büscheln weißer Blüten, die zugleich mit der Frucht erscheinen und eine Wolke herrlichster Wohlgerüche in die offenen Abteilfenster senden. Man weiß nicht, wohin man zuerst sehen soll, hinüber auf die Berge, hinunter in die grotesken Schluchten oder in die Nähe des Bahndammes, wo immer neue Blumenwunder erscheinen und den Wunsch erregen, schnell auszusteigen und einen Armvoll dieser wonnigen Blumenbündel mitzunehmen. Aber der Zug eilt weiter.

Das Auftauchen von Maisfeldern, Pfefferbäumen (in Mexiko „Piru" genannt, weil die ersten Pfefferpflanzen aus Peru stammen) zeigt das Herannahen des ersten Hochplateaus von Mexiko an. Der Pik von Orizaba ist aufgetaucht. Eukalyptuswälder kommen, dann die endlose Weite

Mangobaum in Cuernavaca.

der Agavenfelder, meilenweite Agavenfelder, die zur Bereitung der Pulque dienen, des berauschenden Getränkes, von dem die eingeborenen Indios nur mit verklärten Blicken sprechen. Auch ein Hanf wird aus den ausgesogenen Blättern hergestellt. Diese Landschaft könnte allmählich eintönig wirken, tauchten da nicht am Horizont die großen Vulkane auf, die bei den verschiedenen Drehungen der Bahnstrecke immer neue Formationen zeigen und trotz der großen Entfernung, die uns noch von ihnen trennt, überwältigend wirken. Dazu kommt der Sonnenuntergang, der sich schon früh einstellt und noch eine Stunde lang wechselnde Farbenschleier über die Landschaft wirft. Die Vulkane Popokatépetl, Ixtaccihuatl und der erloschene Gipfel des Ajusko färben sich in



Kandelaberkaktus.

den phantastischsten Tönen, alle violetten, blauen, roten, rosa und gelben Farben spielen durcheinander und werden verschmolzen durch einen feinen, grauen Schleier, der sich über alles breitet. Noch einmal leuchtet die Rauchfahne des Popokatépetl rot auf, zieht am Himmel entlang und erlischt. Die Mais- und Agavenfelder, durch die der Zug fährt, werden braun und grau und scheinen bei den raschen Windungen der Bahnlinie zu hüpfen. — — —

Die Stadt Mexiko — in ihrem Geschäftsviertel nicht viel anders als nordamerikanische Städte — besitzt im Westen weite und geräumige Villenviertel. Die meisten Grundstücke haben nur kleine Gärten, sie stehen aber an baumbestandenen, schönen Alleen und weisen einen großen Reichtum an Blumen auf, die sich an den Häusern hochranken, über Balustraden hängen und dichte, bunte Beete bilden. Hier herrschen die Bougainvillien, die Glyzinen und die Rosen vor. Der Blumenmarkt von Mexiko-Stadt ist geradezu großartig beschickt; danach scheinen die Mexikanerinnen also auch im Hause für reichen Blumenschmuck zu sorgen. Die Blumen kommen meistens aus Xochimilko, den „schwimmenden Gärten" Mexikos, die noch ein Überbleibsel der Aztekenzeit sind und von denen ich später sprechen will. Da sah ich Körbe voll einer entzückenden Rose, „la perla" genannt: ein perlmutterartiges Weiß, das sich im Innern der sehr vollen, runden Blüte zartrosa färbt; das Laub ist rötlich und die Stengel sind sehr lang. Ich kannte diese Rose noch nicht. Gerade blühte auch die Poinsettia, jene rote, große, offene Blume, die man bei uns zu Weihnachten für teures Geld aus den Treibhäusern bezieht; auch hier wird sie „la flor de la noce santa" genannt, aber sie blüht hier in Fliederbuschähnlichen Ausmaßen im Freien und ihre Blumenkrone erreicht oft den Durchmesser eines Tellers. Für zwei Pesos (vier Mark) bekommt man einen so großen Strauß, daß man einen Wagen nehmen muß, um ihn nach Hause zu bringen. Mit einer Handvoll Blumen wie bei uns begnügt man sich nicht. Nelken, Margeriten, Heliotrop, roten Mohn kauft man immer gleich in Riesenbündeln. Damit werden dann die schönen alten Tongefäße und Vasen von Bauern-Keramik gefüllt, die im Patio, jenem Innenhof, den jedes spanische Haus aufweist und der eigentlich ein großer Wintergarten ist, aufgestellt sind. Dort ranken sich an den Säulen Glyzinen, Banksiarosen und orangeblühende Bougainvillien, Wasserrosen und Kalla wachsen im Bassin des Springbrunnens, und Palmen und allerlei fremdartige Blattpflanzen stehen in großen Kübeln, während Holzgestelle und Moskörbe mit Orchideen von den Säulen herabhängen.

*

Eine Spazierfahrt in den Park von Chapultepek trägt uns um einige Jahrhunderte zurück. Dort findet man noch die uralten Zedern Montezumas, Stämme von märchenhaftem Umfang. Die Wurzeln breiten sich wie große Rosetten meterweit am Boden aus; die Zwischenräume werden neuerdings von der Parkverwaltung mit Zement ausgegossen, damit der Wanderer nicht über die herausragenden Wurzeln stolpert. Von den weit ausladenden Ästen dieser Baumriesen hängen langwehende Schleier einer graugrünen Moosart herab, „pelo de los angeles", „Engelshaar" genannt; sie hängen so tief herab, daß sie oft den dicken Teppich von Immergrün, der den Boden meterhoch bedeckt, streifen. Es ist ein traumhaftes Wandern zwischen diesen alten Riesen, die jahrhundertelang dort stehen und allerhand zu erzählen wüßten, wenn sie sprechen könnten . . . Im Botanischen Garten, der dem Park angegliedert ist, kann man einen Kakteengarten sehen, der wohl sämtliche Arten enthält, aber doch unerfreulich wirkt, wenn er nicht gerade in Blüte steht. Daß die Dahlie aus Mexiko stammt, ist bekannt, sie ist mir indes nicht begegnet, denn es war nicht ihre Jahreszeit. Auf meinem Toilettentisch aber fand ich als Empfangsgruß meiner Freunde einen Strauß von Veilchen vor, wie ich sie ähnlich noch nicht gesehen hatte. Sehr lange Stengel und tiefviolette Blumen, so groß wie Stiefmütterchen, dabei herrlich duftend. — — —

Ein Ausflug zu den „schwimmenden Gärten von Xochimilko", dem kanaldurchzogenen Gebiet, wo das ganze Jahr Erdbeeren für den Markt gezogen werden, alle Gemüse bis zu den feinsten, wie Spargel und Artischocken, wachsen und auf Riesenbeeten die bunten Farben der Blumen leuchten, die jeden Markttag auf dem Vigakanal in Einbooten in die Stadt gebracht werden, — dieser Ausflug führte uns auch dem Leben der Indios etwas näher. Denn sie sind die fleißigen und geschickten Gärtner, die sie schon zu Montezumas Zeiten waren. In einem breiten, bequemen Nachen, mit Sonnendach und Blumengirlanden, sitzt man auf bequemen Stühlen und wird stundenlang von dem unermüdlichen, braunhäutigen und schwarzäugigen Bootsmann durch schmale und breite Wasserläufe gestakt. Eine hochwachsende Weidenart, ähnlich den Pappeln, durchzieht mit grünen Schleiern die Landstreifen und muß mit ihren Wurzeln wohl helfen, das Land zusammenzuhalten, das an den Rändern mit kunstvoll geflochtenen Weidenbändern vor dem Abbröckeln geschützt wird. Gedüngt wird das Land, indem der Indio vom Kahn aus mit einer breiten und tiefen Schaufel Schlamm auf das Land wirft, während er am Ufer entlangstakt. Nicht mit Unrecht wird dieses Gebiet von unseren dort lebenden Landsleuten „der mexikanische Spreewald" genannt. Kleine Indiosiedlungen beleben die etwas eintönige Landschaft, Frauen waschen am Ufer: entweder Töpfe oder Wäsche oder ihre langen, schwarzen Haare, auf deren Pflege die Indios viel Sorgfalt verwenden. In einer Bucht befinden sich die Klubhäuser der verschiedenen Rudervereine; es muß ein

Orgelkakteenhecke.

Yuccablüte.

reizendes Bild sein, wenn bei einer Ruderregatta Indios, Mexikaner und Europäer in Sommertracht sich mischen.

Einen starken Gegensatz zu dieser lieblichen Landschaft empfanden wir, als wir einen Ausflug im Auto in die Wälder machten, die sich am Fuße der Vulkane hinziehen. Schattige Tannenwälder und dichtes Unterholz — man glaubte im Schwarzwald zu sein, einem Schwarzwald im Urzustande, wo alles wild und regellos durcheinanderwächst und die Bäume mit Lianen berankt und mit altem, grauem Moos bedeckt sind. Man braucht in Mexiko kein Heimweh nach dem deutschen Wald zu haben, er ist leicht zu erreichen, auch von der Stadt Puebla aus, wo man auf dem Paß von Rio Frio, 3600 Meter hoch, noch Buchen und Kiefern antrifft.

Den größten Eindruck gewährt einer Blumenfreundin ein Ausflug in die Terra caliente auf der zum Stillen Ozean abfallenden Seite von Mexiko. Wir fuhren nach Cuernavaca (Kuhhorn, wegen seiner an den Berg geschmiedeten, mehr sichelförmigen Bauart). Die Autofahrt geht erst durch kahles, steiniges Felsgebiet, Sonne und Wind haben alle Vegetation ausgedörrt. Hat man die Paßhöhe von 3000 Meter überwunden, so ändert sich das Pflanzenbild sehr schnell. Rechts und links vom Weg tauchen bald viele Blumen auf, wilde Felsblumen in Massen und in Riesengröße, Bäume, die man noch nie gesehen, leuchtende Farben, rot, gelb, lila, weiß. Da ist der Korallenbaum, der an der Spitze sämtlicher Äste strahlenförmig angeordnete zackige Blättchen trägt, die wie Korallenbildungen aussehen, eine Akazie oder Mimose, deren Blüten aus Kandelabern weißer Wollbällchen bestehen, mächtige Bäume, überschüttet von goldgelben Blütendolden (deren Namen mir niemand nennen konnte), die wie ein flammendes Feuer am blauen Himmel stehen. Die lilafarbene Sacarandia, eine schöne, große, aufrechtstehende Blütendolde, ähnlich einer aufrechtwachsenden Glyzine, immer wieder neue Formen und Farben tauchen auf und begleiten uns auf dem ganzen Weg. Vom Straßenrand bis in die Baumkronen hinein schlingt sich alles bunt durcheinander, Salvien, Margeriten, roter Mohn, Rittersporn, Wicken, Geranien, Heliotrop, alles wächst wild und ungepflegt, ein einziger, riesiger, bunter Teppich. Dann tauchen in der Ferne lauter weißblühende Bäume auf, man glaubt an Kirschblüte, aber beim Näherkommen sind es kahle Äste, die bedeckt sind mit großen weißen Trichterblumen, die im Innern große schwarze Staubgefäße tragen. Der Anblick dieser Bäume ist phantastisch und wird noch verblüffender durch leuchtendblaue Flächen, die sich am Wege darunter ausbreiten und in den Zweigen zu hängen scheinen: dies ist die „manto de Maria", eine große blaue Winde, von der der Indio erzählt: Maria habe auf der Flucht da gerastet und, als sie aufstand, ihren blauen Mantel dort vergessen. Zwischen all dieser schimmernden Blumenpracht stehen Perubäume mit ihrem feinen Gefieder, ihren roten Beeren, stehen Palmen, Orangen, Bananen, Philodendren und Baumfarne! Und tiefer drin, im Dickicht, sitzen die Vanillenpflanzen auf abgestorbenen Baumstämmen und verbreiten einen betäubenden Duft. Die Fahrt durch diesen Garten Eden, der nur durch malerische Indiodörfer unterbrochen wird, dauert im Auto anderthalb Stunden, immer sachte bergab. Man hat vor sich in der Tiefe das schönste, fruchtbarste Tal, umkränzt von malerischen Bergketten und Vulkanen.

In Cuernavaca, einer malerischen alten Mittelstadt, geht man in die Pension Borde-Garden. Das langgestreckte Haus liegt in einem Garten, der im vorigen Jahrhundert von einem Franzosen angelegt wurde und einen Urwald im kleinen darstellt, durchzogen von steingefaßten Wasserläufen, unterbrochen von Springbrünnchen, Entenbassins, umgeben von einer Mauer mit Gloriette, von der aus man einen zauberhaften Ausblick auf das Tal und den Kranz von Bergen genießt. Ein steingefaßtes Schwimmbassin, umgeben von Mangobäumen, Granaditas, Zapotes, Orangen, Myrten, Kaffeesträuchern, ladet zum Planschen ein; nach dem Bade kann man auf dem Steinrand oder einer breiten Treppe Sonne oder Schatten aufsuchen. Am Kopf der Treppe blüht ein dichtes Gebüsch von blutroten Poinsettien und spiegelt sich im blauen Wasser, die langen hängenden Blüten der Datero duften. Es ist ein Traum aus Tausendundeiner Nacht.

Ein kurzer Ausflug zeigt uns auch noch die blumige Umgebung von Cuernavaca, mitten drin eine Azteken-Pyramide, es geht durch einen uralten Eukalyptuswald, kühl und schattig, hinaus in das Tal der Kakteen. An großen Zäunen von Orgelkakteen vorbei, hinter denen die Gärten der Kaffee-Fincas blühen, hinauf und hinunter geht es, und auf dem ganzen Weg begleiten uns die bizarren Formen der Kakteen, Opuntien oder Löffelkakteen, Kugel- und Alte-Männer-Kakteen und der großen Kandelaber-Kaktusse.

Überall blüht es in Mexiko, es ist der Garten Gottes.

Die Lahme. Von R. M. Oberkamp.

Der Nebel, der schon den ganzen Tag über zwischen dem trüben Oktoberhimmel und den feuchten Dächern gedieft hatte, begann auf einmal dichter einzufallen.

Orje Witt stellte es mit Befriedigung fest. Es war überhaupt merkwürdig, wie das Ganze klappte. Das trübe Wetter, der Nebel, die frühe Dämmerung — alles, wie er sich's nicht besser wünschen konnte. Er wußte: es würde ein erfolgreicher Tag für ihn werden.

Von der Umzäunung des ausgeschachteten Baugrundes aus, an der er lehnte, spähte er noch einmal zu dem großen Garten hinüber. Nun rieselte der Nebel schon zwischen die fast entlaubten Bäume hinein. Noch fünf Minuten, und er würde so dicht sein, daß man von der Straße aus auch das Haus inmitten des Gartens nicht mehr sah.

Ein letztes Mal drehte er den Kopf scharf nach allen Seiten. Zu sehen war niemand. Auch der Herr mit dem Koffer, der vorhin so erschreckend plötzlich aus dem Nebel aufgetaucht war und dessen Blick so merkwürdig forschend auf ihm geruht hatte, war von der naßkalten Wand schon längst wieder eingesaugt. Von Schritten tönte kein Geräusch.

Orje Witt holte tief Atem, berührte abergläubisch das Amulett, das er am Halse trug, löste sich von dem Holzzaun und eilte geduckt über die Straße, die nach Art wenig bebauter Quartiere noch rechts und links von Hecken umsäumt war. Er schlich an dem Gitter des Gartens entlang, tastete nach einer Stelle, wo er wußte, daß die Stäbe locker saßen, und schlüpfte hindurch. Um ihn bildete der Nebel eine graue, schlüpfrige Tarnkappe.

Mit großen Sprüngen durch Gebüsch und Grasrabatten gelangte er bis zum Haus. An dessen Rückseite, beim Spalier, lehnte eine vergessene Leiter.

Orje Witt prüfte, ob sie nicht wackle, und stieg hinauf. Half sich, als sie zu Ende war, am Spalier hängend weiter — alles, wie er es in den nachdenklichen Stunden der letzten Tage bereits hundert Male im Geist erlebt hatte — und landete mit einem gewaltigen Spreizen seiner Beine auf einem kleinen Balkone mit barock gezacktem Gitter.

Eine Scheibe der Balkontüre brach, richtig behandelt, lautlos aus. Er langte hindurch, drückte den Griff herunter und stand im Zimmer: dem Zimmer eines Stadthauses zur Reisezeit, Schutzstoffe über den Möbeln — die Bilder von den Wänden genommen — auf den Konsolen Staub.

Orje Witt hatte also richtig beobachtet — kein Mensch im Haus! Alles verreist! Und ohne besondere Vorsicht ging er zur Türe, die ins nächste Zimmer führte.

Er öffnete sie. Und taumelte, von namenlosem Schrecken durchzuckt, zurück . . . In dem dämmerigen Gemach saß steif und steil eine alte Frau!

Eine schwarze Spitzenblonde rahmte ihr weißes Haar. Die magere Gestalt umhüllt von einem großen, blau- und grüngewürfelten Schal, die Beine umwickelt von einer wollenen Decke. In ihrem Schoße neben einer gelben, knochigen Hand lag eine kleine silberne Glocke.

„. . . Was wollen . . . Sie?" Fast ohne Ton bewegte sich der schmale Mund. „Sie sind ein Dieb!"

Daß sie das Ding beim rechten Namen nannte, gab Orje Witt mit einem Schlage seine Kaltblütigkeit zurück. Überraschung und Schrecken waren verebbt. Blitzschnell überlegte sein Diebeshirn. ‚Warum schreit sie denn nicht um Hilfe? Warum läuft sie denn nicht davon?'

Die alte Dame begegnete seinem Blick. „Ich bin lahm," sagte sie, als hätte sie seine Gedanken erraten.

Der Einbrecher fühlte, wie Verwirrung heiß in ihm hochkroch. Scheu wich er den durchdringenden hellen Augen aus. Was tun? Sich auf sie stürzen? Unschädlich machen . . .?

Es war, als ob das alte Weib Gedanken lesen könnte. Ein höhnisches Lächeln saß plötzlich in dessen Mundwinkeln. „. . . mich aus dem Wege räumen? . . . niederschlagen . . .? Das versuchen Sie besser nicht, mein Lieber! Man hat mir nämlich eine Glocke neben die Hand gelegt — sehen Sie, hier — falls ich etwas brauchte. Sollten Sie mir zu nahe kommen oder in ein anderes Zimmer eindringen wollen — so läute ich Sturm."

Orje Witt bekam ein eigentümliches Gefühl im Rücken. Beunruhigt sah er sich um. War dies Wahrheit? Oder nur eine Finte der Lahmen?

„Warum läuten Sie denn nicht gleich?" fragte er frech.

Die ungemütlichen alten Augen sahen ihm geradeswegs in das verschlagene Gesicht.

„Warum? Weil im übernächsten Zimmer mein Mann liegt. Schwerkrank. Im Sanitätsauto hat man ihn und mich heute morgen in die Stadt gebracht. Der Arzt und der Pfleger sind bei ihm. Läute ich — sind Sie verloren. Aber die Aufregung kostet vielleicht meinen Mann das Leben. Seinethalben habe ich Sie bis jetzt geschont!"

Einen Augenblick stand der Dieb sprachlos. Eine dumpfe

Drei musizierende Damen
Gemälde vom „Meister der weiblichen Halbfiguren"
Wien, Galerie Harrach (Kunstverlag Wolfrum, Wien)

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist verboten

Stadt
Bücherei
Elbing

Verzweiflung ergriff von ihm Besitz. Zu spät! Zu spät! Ein paar Stunden früher — und ihm wäre die reichste Beute seines Lebens in den Schoß gefallen!

Plötzlich kochte eine maßlose Wut in ihm empor. Rot begann es vor seinen Augen zu flimmern . . . Seine Fäuste krampften sich . . . Sein Rücken duckte sich zum Sprung . . .

In diesem Moment warf die Lahme lauschend den Kopf zur Seite. „Die Türe vom Krankenzimmer geht! Sie kommen . . . fort — fort!"

In derselben Sekunde wurde der Dieb ein gehetztes Tier. Einen Atemzug lang stand er vor Schrecken erstarrt. Dann durchraste sein Blick in verzweifelter Gier blitzschnell das Zimmer . . . Auf einem Tischchen zwischen den Fenstern erblickte er eine goldene getriebene Schale.

Er krallte zu — riß sie an sich — und entsprang — — —

In der ersten Zeit nach diesem verunglückten Unternehmen war er in steter, unruhiger Furcht umhergegangen. Untätig war er in seinem Schlupfwinkel gesessen, um keine unnötige Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Doch als die Tage gingen und nichts geschah, auch keinerlei Notizen in der Zeitung standen, wurde ihm klar, daß die Gelähmte dem kranken Mann zuliebe ihn wirklich geschont hatte. Und als seine Mittel zu Ende gingen, holte er daher beruhigt die goldene Schale aus ihrem Versteck, wickelte sie in eine alte Decke und machte sich auf den Weg. In einer stickigen Gasse kannte er einen Trödler, der solche Dinge ohne Augenblinzeln nahm.

Die Laternen brannten schon. Das Gewühl der Hauptstraßen sandte seinen Lärm zu den Lichtreklamen der Fassaden empor. Über all diesem glühenden Brodem gellte regelmäßig ein Ruf. Näher und näher kommend, in gleichen Abständen.

Jetzt konnte der Dieb schon die Worte verstehen.

„Einbruch in der Lichtenaustraße! Großer Einbruch in der Lichtenaustraße!"

Dem Diebe gerann das Blut.

Er stieß sich in die Nähe des Zeitungsjungen. Riß ein Blatt an sich. Taumelnd an eine Hauswand gelehnt, bohrte er die entsetzten Blicke in den tanzenden Text.

„Kostbarkeiten im Werte von mehr als hunderttausend Mark geraubt! Zehntausend Mark Belohnung! Ein frecher Einbruch wurde in einem Anwesen an der Lichtenaustraße verübt. Als der Besitzer der Villa, der bekannte Numismatiker Dr. Wilbrecht, gestern nach monatelanger Abwesenheit von der Reise zurückkehrte, fand er sein Heim in Verwüstung vor. Die feuerfesten Schränke, die die kostbare Münzensammlung des Gelehrten enthielten, sowie der Tresor, in dem der wertvollste Schmuck seiner verstorbenen Gattin verwahrt war, sind gewaltsam erbrochen und vollkommen ausgeraubt worden.

Wann der Einbruch geschehen ist, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Der Gärtner der Villa nämlich, der das Anwesen zu beaufsichtigen hatte, liegt an den Folgen eines Unfalles schon seit vierzehn Tagen im Krankenhaus. Dieser Umstand war sicher dem Diebe bekannt. Villenbesitzer der Lichtenaustraße wollen nun am Dienstag der vergangenen Woche einen Fremden mit einem Koffer in der Nähe des Wilbrechtschen Grundstückes beobachtet haben. Der damals herrschende Nebel hätte demnach die Tat begünstigt.

So vorsichtig der Einbrecher auch gearbeitet hat, gelang es der Polizei doch, auf einem kleinen Mahagonitisch, von dem eine wertvolle goldene Schale mit getriebenen Figuren entwendet wurde, einige Fingerabdrücke zu entdecken, welche Spur hoffentlich bald zur Ergreifung des Täters führt.

Merkwürdig bei diesem Einbruch ist nur der eine Umstand: Der Täter, der seinem ganzen Verfahren nach, wie die aufgeschweißten Panzerplatten des Tresors usw. beweisen, ein mit den modernsten Mitteln arbeitender Verbrecher sein muß, hat bei seiner Flucht über den Balkon an der Rückseite der Villa an einer Eisenzacke des Geländers den Fetzen eines Umschlagetuches zurückgelassen — eines gewürfelten Umschlagetuches, wie es ältere Frauen zu tragen pflegen . . ."

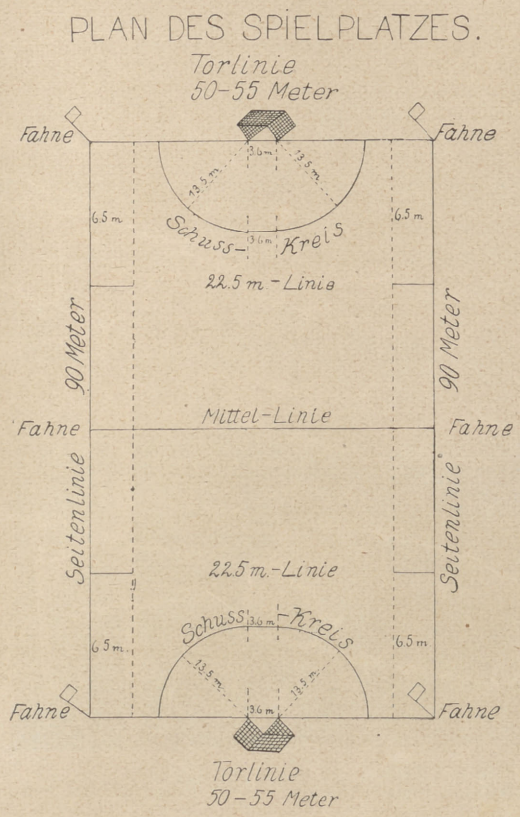
Dem kraftlosen Arme des Diebes Orje Witt entrutschte die alte, verschlissene Decke. Klingend sprang über den Gehsteig eine goldene Schale. Eine goldene Schale mit getriebenen Figuren — mitten hinein unter die Füße der aufmerksam werdenden Vorübergehenden . . .

Daſz man erfuhr, wie schön es iſt,
Und weiſz, es wird nie wiederkehren,
Daſz man's vermiſzt und nie vergiſzt,
Ja, das, das macht es — das Entbehren! f. s.

Frauen spielen Hockey!

Der Hockeysport hat sich in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren stark entwickelt. Dafür zeugen die sonntäglichen Sportberichte wie die Erfolge, die deutsche Spieler im Inland und Ausland erringen. Aber der beste Beweis für die Beliebtheit des Hockey ist die stets anwachsende Zahl derer, die es ausüben. Dennoch ist Hockey kein Sport für die Masse. Es fehlen ihm die größeren und mehr in die Augen fallenden Effekte, über die der Fußball verfügt. Der Hockeyball, der mit schmalen Schlägern getrieben wird, ist nur faustgroß. Die außerordentliche Geschwindigkeit des Hin und Her nimmt dem ungeschulten Beobachter die Möglichkeit, gerade das genau zu verfolgen, was wichtig und interessant ist. Es gibt beim Hockey kein Rempeln oder Behindern durch den Körper — es sollte das nach den Regeln jedenfalls nicht geben. Dagegen erfordert Hockey viel technische Geschicklichkeit und schnelles Überschauen des Zusammenspiels. Kopf und Hand müssen genau zusammenarbeiten, damit sich ein klares, faires Spiel ergibt. Für den Eingeweihten birgt der Hockeysport Feinheiten, die die leichter erkennbare Spielweise des Fußballs nicht einmal besitzt.

Diese Charakteristik begründet, warum Hockey als Frauensport geeignet ist und gern von Frauen gespielt wird. Wir haben in Deutschland zahlreiche spielstarke Damenmannschaften, die sich in wechselseitigen Kämpfen begegnen. In allen größeren Städten finden sich mehrere, ja viele Vereine, die den Hockeysport der Damen pflegen. Zwischen Nord und Süd, Ost und West werden oft recht hitzige Kämpfe ausgetragen. Eine Hamburger Damenelf, verstärkt durch drei Spielerinnen anderer Städte, fuhr im Herbst 1927 nach England und konnte zwei verlorenen Spielen ein Unentschieden und einen Sieg entgegensetzen. Das bedeutet, daß unser Damenhockey nicht mehr viel hinter dem Englands zurücksteht. Es wird also die Aufgabe der Zukunft sein, das Begonnene in der Richtung fairen, klugen Zusammenspiels weiter auszubauen.



In der Zusammenarbeit ist das Wertvollste gekennzeichnet, was der Hockeysport in sich birgt. Elf spielen Hockey, nicht ein einziger. Die Spielstärke einer Damenelf hängt bedeutend mehr von der Gesamttaktik ab, als von Einzelleistungen. Die einzelne Spielerin, selbst wenn sie Vorzügliches leistet, kann abgedeckt und in der Entwicklung ihres Könnens gehemmt werden. Spielt aber die gesamte Mannschaft ein klares, wohlverstandenes Hockey, dann wird sie in ihren Kämpfen, ihrer Spielstärke angemessen, gleichmäßig gut abschneiden. Somit entwickelt der Hockeysport nicht nur das Körperliche, sondern auch das Charakterliche. Wer richtig Hockey spielt, muß bereit sein, das Gelingen des Ganzen über die eigene Eitelkeit zu stellen. Technisch gesprochen heißt das, den Ball unbedingt dem zuspielen, der am günstigsten für den Fortgang der Aktion steht und keinen aussichtslosen Versuch zu unternehmen, eigener Berühmtheit zu dienen. Allerdings muß jede Überlegung blitzschnell vor sich gehen. Da heißt es, alle technische Fertigkeit und allen Verstand in einer Sekunde zusammenfassen.

Die Regeln sind einfach — nicht die Taktik, nach der man sich innerhalb der Regeln betätigt. Eine Elf

besteht aus einer Torhüterin, zwei Verteidigerinnen, drei Läuferinnen und fünf Stürmerinnen. Die Stürmerinnen haben die Aufgabe, den Ball nach vorn zu tragen und aus dem bezeichneten Schußkreis ins Tor zu schießen. Die Läuferinnen unterstützen sie und stellen die Verbindung her zwischen Sturm und Verteidigung. Die Verteidigerinnen müssen den gegnerisch angreifenden Stürmern den Ball abnehmen und mit langen Schlägen wieder nach vorn befördern. Die Torhüterin steht als letzter Prellbock der Abwehr in einem Drahtgestell von 2,10 m Höhe und 3,60 m Breite. Sie darf den Ball beliebig stoppen und ihn fortschlagen oder forttreten. Hände dürfen nur zum Stoppen, d. h. Abprallen an der Handfläche gebraucht werden. Der Ball soll weder gefangen, noch in eine gewünschte Richtung zurechtgerückt werden. Das besorgt allein der Schläger, und zwar mit der flachen Schlagseite, nicht mit der gebuckelten. Auch der Schläger darf nicht über Schulterhöhe gehoben werden. Das Stoppen des Balles mit Füßen oder dem Körper gilt als Fehler, sobald der Ball weiter abspringt. Alle Verfehlungen ziehen einen Freischlag für die Gegenpartei nach sich. Im Schußkreis wird Strafecke oder Strafabschlag vor dem Tor gegeben.

Der Ball wird mit langen Schlägen vorwärtsgetrieben.

Das Hockeyspiel hat in guten Wiedergaben etwas geradezu Fliegendes, Beschwingtes. Man muß allerdings in Kauf nehmen, auch einmal blaue Flecke oder eine Beule davonzutragen, kann sich aber mit Beinschienen und Handschuhen gegen Verletzungen schützen. Geeignete Schuhe mit Stollen und flachen Absätzen bewahren vor Hinfallen durch Ausrutschen im Lauf. Gute Aschenplätze oder kurzgeschnittener Rasen und vor allem energische, sachkundige Schiedsrichter begünstigen eine noble Spielweise.

Aufregender Kampf vor dem Tor. Der Harvestehuder J. H. C. schlägt die Damenhockeymannschaft des Berliner Schlittschuhklubs.

Wer Hockey spielt, spürt am eigenen Leibe die sportlich erzieherische Wirkung der Zusammenarbeit. Er genießt den Ansporn für Kopf und Glieder als eine Erfrischung. Das gilt nicht nur für die in Mannschaften festgelegten Spielerinnen, sondern für jeden, der auch nur übungsweise dem schönen Sport huldigt. Hockey kann sehr früh angefangen und lange gespielt werden. Wer es einmal mit echter Begeisterung gespielt hat, der bleibt ihm dauernd ergeben. Es sei den Frauen anempfohlen, die Wahrheit dieses Erfahrungssatzes praktisch zu erproben.

Gertrud Rösler-Ehrhardt.

Die Torhüterin darf den Ball auch mit Händen und Füßen abstoppen.
Aufnahmen: G. Riebicke, Charlottenburg.

Die Erwerbslosenfürsorge für das junge Mädchen.

Glücklich alle, die mit der Erwerbslosenfürsorge noch nicht in Berührung gekommen sind — glücklich aber auch alle, die durch sie vor äußerster Not bewahrt blieben! In Berlin bestehen schon seit längerer Zeit besondere Einrichtungen für jugendliche Erwerbslose. Die große Ausdehnung dieser speziellen Jugendfürsorge ist den meisten hiervon nicht Betroffenen ganz unbekannt. — Wenn das junge Mädchen im Alter von 15 bis 21 Jahren, die Haus- oder Büroangestellte, seine Tätigkeit verliert, weil Arbeitseinschränkung seine Mitarbeit überflüssig machte, wird schon am dritten Tage von der Entlassung an für sie gesorgt. Selbstverständlich nicht soweit, daß sie nun jeglicher Sorge enthoben ist, sondern nur, um ihr den Übergang zu einer neuen Stellung zu ermöglichen; je nach Lage und Bedürftigkeit werden verschieden gestaffelte Unterstützungssätze gewährt. Von dem Mädchen selbst wird dafür verlangt, daß es sich nachdrücklichst um eine Arbeitsstelle bemüht. Wöchentlich zweimal, später oft sogar täglich, muß es sich zu diesem Zwecke auf dem städtischen Arbeitsnachweis ihres Berufszweiges melden und dort mehrere Stunden anwesend sein. Manchmal läßt der rechte Arbeitsplatz hartnäckig auf sich warten, und der Weg zum Nachweis muß oftmals angetreten werden.

Staat und Stadt haben sich besonders der Jugendlichen angenommen. Man hat ihnen Tagesheime mit behaglichen warmen Räumen eingerichtet. Hier kann das junge Mädchen seine freie Zeit verbringen und sich betätigen: es kann Kenntnisse im Nähen und Kochen erwerben; es kann ehemalige Schulweisheit wieder hervorholen; es kann sich seine stenographischen Kenntnisse durch Übung erhalten; es kann seinen Appetit am selbstgekochten Mittagsmahl stillen, und es darf die aus gelieferten Stoffen hergestellten Wäsche- und Kleidungsstücke als Eigentum behalten. Aber auch sich freuen und fröhlich sein darf es, so wie es der Jugend zukommt: in Lichtspiel und Theater, im Kunstabend und auf der Eisbahn im Winter, auf gemeinsamen Wanderungen im Sommer. Alles dies geschieht, um den Jugendlichen die Härten der Arbeitslosigkeit zu mildern.

Diese Fürsorge ist zuerst in den Städten mit starker Arbeiterbevölkerung erwacht, hat jetzt aber alle Großstädte ergriffen, wenn auch die eingeschlagenen Wege zum gleichen Ziele ganz verschiedene sind. Es hat sich fast überall gezeigt, daß im allgemeinen die Mädchen schneller wieder Arbeit

Hübsche Spielkleidung für unsere Kinder.

Mit den ersten warmen Frühlingstagen, mit den ersten Murmel- und Kreiselspielen der Kinder beginnt die Sorge der Mutter um geeignete Spielkleidung. Diese Sorge ist weniger eine Geldsorge — denn der geringe Bedarf an reizenden einfarbigen und gemusterten Indanthrenstoffen ist unschwer zu beschaffen — als eine Zeitfrage. Die häusliche Schneiderei feiert in diesen Wochen Triumphe. Durch Auslassen von Säumen und Stufen wird manches vorjährige ausgewachsene Kleidchen wieder brauchbar, schwieriger wird der Fall, wenn das Oberteil zu eng geworden ist. Vorsorgliche Mütter lassen darum auch in den Seitennähten reichlich Stoff zum Erweitern stehen.

Das Spielhöschen hat sich auch für die kleinen Mädchen allgemein eingebürgert. Brüderlein und Schwesterlein können auf dem Sandspielplatz, im Garten, in der Sommerfrische zum Verwechseln ähnlich aussehen, ein Bestreben, das durch die beiderseitigen Pagenköpfe noch unterstützt wird. Wer jedoch trotz der „Vermännlichung der Frau" aus seinem Mädel keinen Bub machen will, wird ihm über dem Spielanzug ein Röckchen oder einen Kittel ziehen, der nur bei allzu großer Sommerhitze oder allzu wilder Spielbegeisterung abgestreift wird. Geräumige Taschen — in diesem Falle dem Oberkleide aufgesetzt — erfreuen sich bei dem kleinen Volk stets großer Beliebtheit.

Detta.

Abb. 1. Einfarbiger Spielhosenanzug in einem Stück mit darüber zu ziehendem, losem Kittel aus gemustertem Stoff. Entwurf: Werkstatt Edith von Oheimb, München. Schnittmuster erhältlich. Aufnahme: Atelier Elisabeth, München.

Abb. 2. Zwei hübsche Schürzen aus Indanthrenstoffen. Aus dem Wallach-Haus, München. Aufnahme: A. Binder, Berlin.

Abb. 3. Spielhöschen mit Röckchen, das mit Druckknöpfen aufgeknöpft wird. Modell: F. B. Grünfeld, Berlin. Aufnahme: Claire Sonderhoff.

bekommen als die Jungen, vielleicht weil sie mit geringeren Löhnen zufrieden sind.

Durch diese etwas leichtere Arbeitsbeschaffung für die Mädchen ist der Besuch ihrer Heime einem starken Wechsel unterworfen, oft mit täglichem Zu- und Abgang. Mit dieser Tatsache muß die Heimleitung rechnen bei der Aufstellung ihres Arbeitsplanes, und sie wird für die Mädchen nur kurz gefaßte Themen wählen, die wohl in einem inneren Zusammenhang stehen, aber ohne Vorarbeit allen zugänglich sind, während man für die Jungen nach größeren Stoffgebieten suchen kann.

Und wer bringt die Mittel für das Ganze auf? Da sind zuerst Staat und Stadt, die für die Gelder garantieren und dann erwägen, aus welchen Fonds und Steuern sie genommen werden können, wenn die Zuschüsse nicht ausreichen, die die Arbeitenden in ihren Lohnabzügen für diesen Zweck beisteuern. Es wird dem Bedrückenden des Nehmenmüssens manche Schärfe genommen, wenn man weiß, daß man früher selbst mit zur Linderung der Not beigesteuert hat.

Hanna Seiler.

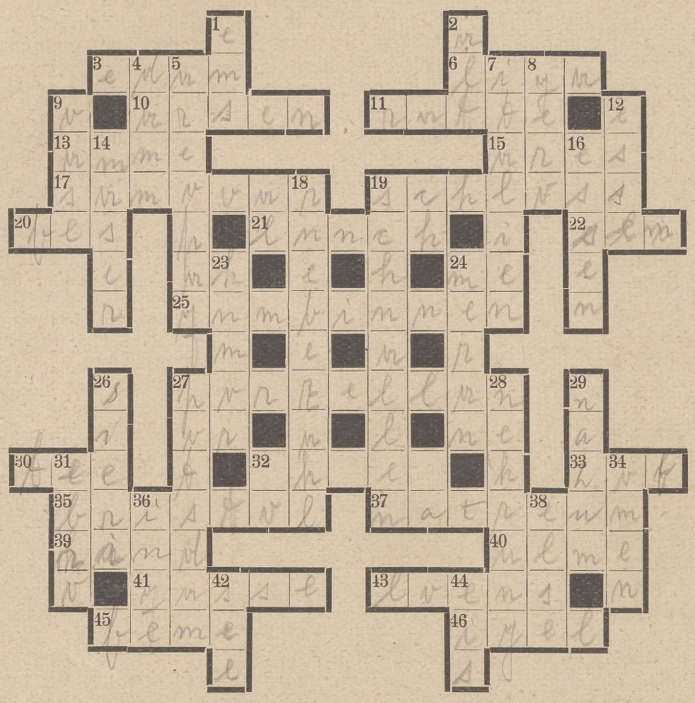
Etwas vom Verlieren.

Wie unsagbar peinlich ist es, wenn man in einem Laden eben etwas eingekauft hat und an der Kasse feststellen muß, daß die Geldbörse in Verlust gegangen ist! Wenn nun darin gar das ganze Monatsgeld war, so ist das Mißgeschick geradezu eine Katastrophe; denn wenn es in manchen Fällen auch vorkommt, daß der Finder weiß, was er zu tun hat und den Weg zum Fundamt antritt, so wird es manchmal doch geschehen, daß er das Gefundene erst ein paar Tage bei sich trägt. Ja, wenn in der Geldtasche die Adresse des Besitzers gewesen wäre! Aber nun erst zur Polizei oder zum Fundamt zu laufen, wie unangenehm . . . So wie mit der Geldtasche geht es aber mit vielen verlorenen Gegenständen; sie werden oft bloß deshalb nicht abgegeben, weil sie nicht gezeichnet sind. Aber auch wenn die Sachen richtig an der zuständigen Stelle hinterlegt wurden, werden sie häufig nicht abgeholt. Ist es Unterschätzung der Ehrlichkeit der Mitmenschen oder ist der Besitzer des verloren gegangenen Gegenstandes nicht fähig, eine genaue Beschreibung zu geben, so daß an seinem Eigentumsrecht gezweifelt werden muß? Wie dem auch sei, eines bedenke jeder, daß so manches, was ihm gehört, abhanden kommen kann, und es immer gut ist, wenn man die Nummer der Taschenuhr, die Fabrikmarke, die Eingravierungen an Gold- oder Silbergegenständen kennt.

Amalie Köhler.

Vierteljahrsrätsel

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 3. Stadt in Holland, 6. Bündnis, 10. Metall, 11. Nagetier, 13. Nährmutter, 15. griechischer Kriegsgott, 17. Teegerät, 19. Prunkbau, 20. Stadt in Marokko, 21. englische Mahlzeit, 22. biblische Person, 25. Stadt in Ostpreußen, 27. irdenes Geschirr, 30. Getränk, 32. Landwirtschaftslehrer, 33. Stadt im Bezirk Oberfranken, 35. Stadt in England, 37. Metall, 39. Haustier, 40. Baum, 41. enge Straße, 43. Heidedichter, 45. heimlicher Bund, 46. Insektenfresser. — Senkrecht: 1. Bad in Westdeutschland, 2. Singstimme, 4. Uferbefestigung, 5. griechischer Gerichtshof, 7. europäischer Staat, 8. Markgraf der Ostmark, 9. Wüsteninsel, 12. Rauchabzug, 14. natürliche Zeichnung im Holz, 16. rheinische Industriestadt, 18. Berggeist, 19. Gürtelverschluß (Mehrzahl), 23. gute Stimmung, 24. Stadt in Tirol, 26. Tagungsort einer berühmten Synode (1046), 27. Stadt an der Havel, 28. schmaler Dünenstreifen, 29. Prophet, 31. Fluß in Spanien, 34. böses Vorzeichen, 36. Mädchenname, 38. Mädchenname, 42. Gewässer, 44. süße Nachtischspeise.

2. Frühling im Büro.

Schreibmaschinen klappern laut,
Draußen hell der Frühling blaut.
Auf dem Rätselwort vor mir
Prankt in schlanker Vase Zier
Als sein holder, froher Gruß
Bunt ein Rätselwort mit Fuß,
Drin zwei Zeichen noch gewandt
Vorher tauschten ihren Stand.

3. Entzifferungsaufgabe.

11 2 13 — 14 2 7 18 — 13 8 9 10 5 —
1 6 14 6 4 — 15 16 7 5 — 2 12 18 — 14 8 6 —
3 16 17 14 15 2 3 6 — 17 6 3 6 13.

Schlüsselwörter:

3 6 14 12 17 14 Leidüberwinderin; 2 7 11 8 14 2 eine schöne Zauberin; 4 9 10 15 6 7 6 Wirkung der Anziehungskraft der Erde; 5 2 1 16 Strom in Spanien und Portugal; 6 3 3 6 Ackergerät; 8 18 18 17 2 13 14 Schauspieler, Theaterdichter und Dramaturg; 13 6 15 5 16 13 Begründer der neueren mathematischen Physik.

Die Anfangsbuchstaben der richtig erratenen Wörter ergeben den Namen eines berühmten Badeortes in Salzburg.

Sämtliche 40 Buchstaben der Schlüsselwörter ergeben ein Sprichwort.

Hans v. d. Mürz.

4. Frühling.

Natur lag lange in den ersten zwei'n;
Doch nun? — Wo wir, gehüllt in drei und vier,
Die schneeigen Pfade oft durchschritten hier,
Schon Lerchensang bei goldnem Sonnenschein!

Und seht, was hier im grünenden Gefild
Von jenem Hang die zarten Schwingen hebt
Und unsern Blicken gaukelnd bald entschwebt,
Das Ganze ist's, der Auferstehung Bild. N.

5. Silbenrätsel.

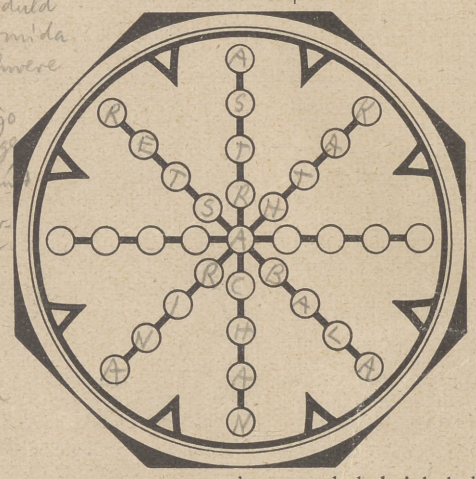
Aus den Silben: ah — and — be — bin — bing — bri — brog — cha — da — ei — el — er — eu — fer — ha — in — kreuz — lo — ma — na — nat — nau — ne — ne — ni — ni — no — nus — o — o — pe — pir — ra — ram — rat — re — re — ru — se — sen — ses — si — spi — ta — ta — te — teau — ter — u — wi sind 19 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. nationale Flagge, 2. Oper von Verdi, 3. ägyptischer König, 4. Gemüsepflanze, 5. französischer Schriftsteller, 6. Ort in Deutsch-Südwestafrika, 7. Muse, 8. biblische Person, 9. Gestalt der griechischen Sage, 10. Hustier, 11. Ehrenzeichen, 12. Musikzeichen, 13. musikalisches Märchen von d'Albert, 14. Planet, 15. Stadt an der Weichsel, 16. Stadt am Main, 17. weiblicher Vorname, 18. Anzeige, 19. schwer geprüfte Mutter.

Die ersten und die letzten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort aus Lenaus „Prolog".

6. Wandel der Zeit.

Der Ahn nahm noch den Stab zur Hand,
Wenn rings das Wort erblühte,
Beschaulich wandernd durch das Land
Mit fröhlichem Gemüte.
Sein Enkel saust dahin im Wort,
Das andern Kopf genommen,
Sein höchstes Ziel nur der Rekord,
Als erster anzukommen.

7. Sternrätsel.



a a a a a a a a b c e e h h h i k k l n n n p r r r r s s t t t t. Die Buchstaben sind in die Kreise so einzusetzen, daß die vier Durchmesserreihen Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Stadt an der Wolga, 2. weiblicher Vorname, 3. europäisches Gebirge, 4. gipsartiges Mineral. Der mittelste Buchstabe muß immer ein A sein.

Die Lösungen erbitten wir bis zum 23. d. Mts. mit der Kennzeichnung „Preisrätsel" links neben der Marke an die Schriftleitung des Daheim, Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b. — Als Preise stehen wieder für zehn nach dem üblichen Verfahren ermittelte Gewinner wertvolle Bücher zur Verfügung. — Lösungen und Preisträger werden im „Briefkasten" bekanntgegeben.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: H. C. von Zobeltitz in Berlin. Künstlerische Leitung: Siegfr. Feil. — Briefe nur: An die Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstraße 7b, ohne Hinzufügung eines Namens. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Beiträge steht die Schriftleitung des Daheim nur ein, wenn die für eingeschriebene Briefe erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Anzeigen: An Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung Abt. Daheim in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.